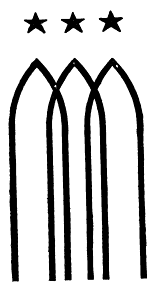
UNSER BUND

ZEITSCHRIFT DER ÄLTEREN IM BDJ.



15. JAHR FEBRUAR 1926 HORNUNG NR. 2

Inhalt

Unsere Konten:

Bundeskanzlei und Geschäftsstelle in Wülfingerode bei Sollstedt lautet:

Bund Deutscher Jugendvereine, Geschäftsstelle Wülfingerode-Sollstedt, Berlin Nr. 22230

und das der „Treue"-Buchhandlung:

„Treue"-Buchhandlung, Wülfingerode-Sollstedt, Leipzig Nr. 31624

für die Westerburg:

BDJ. Westerburg-Verwaltung, Westerburg, Frankfurt a. M. Nr. 30840

BDJ.-Westerburg, Werkgemeinschaft, Westerburg (Westerwald) Frankfurt a. M. Nr. 30840

und für die Zeitschrift „Unser Bund":

Thüringer Verlagsanstalt u. Druckerei G. m. b. H., Jena, Erfurt Nr. 2922.

Schriftleitung: Jörg Erb, Haslach i. K. (Baden), in Verbindung mit Gotthold Donndorf, Hamburg, Jakobikirchhof 20, Dr. Wilhelm Stählin, Nürnberg, An St. Lorenz. Druck u. Verlag: Thüringer Verlagsanstalt u. Druckerei G. m. b. H., Jena. Postscheckkonto: Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena, Erfurt Nr. 2922.

Bestellung bei der Post vierteljährl. 1.50 M.

Unser Bund

Älterenblatt des Bundes Deutscher Jugendvereine

15. Jahr | Februar 1926 Hornung | Nr. 2

Postversand: Jena. — Preis des Blattes Mk. 0.50.

Das Elternhaus und die Kämpfe und Krisen der Jugendlichen*).

Pfarrer Manz.

Was uns hier bewegt, sind nicht Probleme aus der rein geistigen Sphäre. Wir reden von dem, was uns täglich umgibt, täglich segnet oder uns auch mit allen seinen Hemmungen und Schranken täglich leiden läßt; wir reden von dem, was unser Schicksal ist, von der Familie, von unserer Familie. Es mag genug Menschen geben, für die hier kein Problem, keine Not vorliegt, sondern eine tägliche Gabe und Aufgabe, ein stetes Empfangen und Schenken, Dienen und Bedientwerden. An die Stelle des Geborgen- und Gebundenseins in der Familie ist ein Freiwerden in der Familie getreten, das womöglich noch fester mit der Familie verkettet, weil die Beziehungen zu den nächsten Angehörigen aus dem Unbewußten in das helle Licht des Bewußtseins und Willens getreten sind, und weil man selber in der Familie etwas bedeuten und leisten kann. Es ist etwas Wundervolles: dieses freie Verbundensein der heranwachsenden Kinder mit dem Elternhaus, die freie Dankbarkeit und Dienstbarkeit, das Kameradwerden mit den Eltern. Man ist versucht zu sagen: Eigentlich ist ein solches Verhältnis das Normale. Und doch, wenn man das, was mit naturgesetzlicher Notwendigkeit in der Mehrzahl der Fälle eintritt, das Normale nennen darf, so ist das Normale eben nicht jener klare, köstliche, hemmungsfreie Zustand, sondern das unter Kämpfen und Krisen sich vollziehende Freiwerden vom Elternhaus. Das braucht keine endgültige äußere oder innere Loslösung vom Elternhaus zu sein; auch nach diesem Kampf gibt es eine neue, freie Wiederkehr ins Elternhaus, eine neue Entdeckung des Elternhauses. Wie die Geburt schmerzvolle Qual für die Mutter ist, und wie das Kind nicht mit einem Freudenjauchzer, sondern mit einem Schrei in die Welt kommt, so ist auch die andere Geburt, die Geburt der selbständigen, wesenseigenen Persönlichkeit schmerzvolle Qual für die Eltern und Kinder, und ist dabei die Not vieler Jahre. Wenn nur am Ende dieser Jahre etwas von der großen, beglückenden Freude steht, von der Jesus spricht (Joh. 16, 21): „Wenn ein Weib das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist." Wenn nur am

*) Als Vortrag gehalten auf dem bad. Falkaulehrgang Herbst 1925.

Ende der oft schweren Entwicklungskrisen für Eltern und Kinder die beglückende Tatsache steht, „daß der Mensch zur Welt geboren ist!" Wenn nur in den schweren Kampfjahren nicht alle Wege, die von Herz zu Herz gehen, alle Stege, die zu den Quellen des Lebens führen, vernichtet sind.

Die Aussprache, die wir über diese tiefbewegenden Fragen haben, wird die Schwierigkeiten und Nöte nicht beseitigen. Sie soll manchem zum Trost und zur inneren Entlastung klarmachen: was ich durchmache, ist nicht etwas Außerordentliches, Unerhörtes, mich vor vielen anderen Tiefbelastendes. Es vollzieht sich in den schweren Krisen dieser Jahre etwas Naturnotwendiges. Die Aussprache soll auch verhindern, daß man sich verbittert gegen die Eltern und die Hemmungen im Elternhaus. Man soll hier nicht immer von der Schuld der Eltern, aber auch nicht von der Schuld der Kinder sprechen. Die Auseinandersetzung zwischen Eltern und Kindern ist ein Schicksal, oft ein tragisches Schicksal, ganz besonders dort, wo starke und ausgeprägte Naturen, sittlich hochstehende und fein empfindende Menschen sich aneinander zerreiben. Manchem unter uns soll geholfen werden, daß er wieder Mut faßt und an diesem Kampf nicht zerbricht, daß er die Gefahrenzone leichter überwindet. Andererseits wollen wir uns aber doch auch klarmachen, daß in der Auseinandersetzung zwischen Eltern und Kindern eine Linie ist, an der für beide Teile die **Schuld** beginnt und ein heilloses Zerbrechen einsetzt, an dem die Eltern innerlich verbluten und die Lebenskraft der heranwachsenden Jugend schweren Schaden nimmt.

Damit sind wir nun schon mitten in der Problematik und in der Not der Spannungen drin. Ehe wir uns aber weiter an die Entwirrung der Probleme und Nöte heranwagen, wollen wir uns erst noch einmal auf den festen Boden des Unproblematischen stellen. Es besteht die unerschütterliche Tatsache, daß die Familie die Grundlage unserer natürlichen, seelischen und sittlichen Existenz ist. Es besteht ferner die unerschütterliche Tatsache, daß die Familie die Grundlage des Volkstums und unserer ganzen Kultur ist. Wir müssen vor allem Hin- und Herreden, vor allem Anklagen und Entschuldigen Respekt haben vor der elementaren Tatsache, die in ihrer ganzen Größe und Unerbittlichkeit im 4. Gebot zum Ausdruck kommt: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebst im Lande, das dir der Herr dein Gott gibt!" Nicht dem einzelnen wird damit langes Leben verheißen, wenn er den Eltern die schuldige Ehrfurcht widmet, sondern dem Volke wird lange geschichtliche Existenz und dauerndes Heimatrecht auf seinem Boden verheißen, wenn die Forderung des Gebots erfüllt wird. Leben und Tod, Aufstieg und Abstieg eines Volkes hängen ab von der Art, wie die Familie und alle ihre Beziehungen gewertet werden. Jede zerrüttete und zerrissene Ehe ist ein zersetzendes Element im Volkskörper. Jeder einzelne, der die Ehrfurcht gegen seine Eltern verletzt, rüttelt an den Tragpfeilern der Volksgemeinschaft. Die Forderung des 4. Gebotes steht außerhalb jeder Willkür, außerhalb der Diskussion, die alles beschwatzt und alles in Frage stellt. Vor jeder Aussprache müssen wir darin eins sein, daß in dem Donnerwort: „Ich bin der Herr, dein Gott" und in dem blitzezuckenden „Du sollst" etwas Unbedingtes, Absolutes zu uns spricht.

Aber — und hier setzt die Spannung ein, hier ist die Quelle von nichtendender Tragik: diesem Unbedingten „Du sollst Vater und Mutter ehren" steht ein anderes Unbedingtes entgegen: „Du sollst ein freier, wesenseigener, selbst-

ständiger Mensch werden!" Zwei Unbedingtheiten stehen einander gegenüber, ringen miteinander, und zwischen diesen beiden Unbedingten werden, wie zwischen Mühlsteinen, Eltern und Kinder zerrieben. Jede von beiden widerstreitenden Parteien hat in der Auseinandersetzung mit der anderen ein Unbedingtes für sich, die Eltern das 4. Gebot, die Kinder das Anrecht aller neu werdenden Generationen. Beide stehen auf festem, religiös und sittlich tief verankertem Boden, und darum ist der Kampf oft so schwer und so hoffnungslos. Wenn der äußere Sieg den Eltern zufällt, wie das oft der Fall ist, weil sie die wirtschaftliche Macht haben, so erkaufen sie den Sieg mit der Liebe und Verehrung der Kinder. Und wenn den Kindern der Sieg zufällt, so tragen sie Narben und Wunden und einen heimlich zehrenden Fluch ins Leben hinein, weil an ihnen das Leben der Eltern verkümmert und zerbrochen ist. Mancher möchte nach Jahr und Tag die Eltern zurückrufen und Abbitte tun: Vater, Mutter, jetzt verstehe ich es erst, wie ihr es gemeint habt und wie recht ihr gehabt habt. Es ist zu spät, und es bleibt nichts anderes übrig, als den ungelösten Dank im Dienst an den Kindern abzutragen und — an seinen Kindern zu büßen, was man an den Eltern gefehlt hat. Das ist die von Geschlecht zu Geschlecht weiter wirkende herbe Gerechtigkeit.

Wie gerade der sittlich Hochstehende in der zerreibenden Spannung zwischen den beiden Unbedingten leidet, mag uns eine Erinnerung an das Leben Jesu zeigen. Wenn irgend jemand die Unbedingtheit des 4. Gebotes erkannte und vor ihr sich beugte, so war es Jesus. Von dem jugendlichen Jesus heißt es: „Er war seinen Eltern untertan". Aber wie stark bricht schon früh das ganz Andere in ihm durch: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?" Hier ist die andere Unbedingtheit über ihn gekommen und hat ihn nicht mehr losgelassen und hat schließlich den Bruch mit dem Elternhaus herbeigeführt. Eine der erschütterndsten Szenen im Leben Jesu ist die, wie ihn seine Mutter und seine Geschwister aufsuchen, gequält von der Angst, ein böser Geist habe ihn ergriffen. Jesus weigert sich, seine Angehörigen anzunehmen. „Wer ist mir Mutter, wer ist mir Bruder und Schwester? Die den Willen tun meines Vaters im Himmel, die sind mir Mutter, Bruder und Schwester!" In diesem Augenblick geht ein Riß und Bruch durch seine Seele, an dem er sein Leben lang gelitten hat. Als ihn einmal ein Schriftgelehrter anredete: „Guter Meister", hat er die Anrede mit tiefer Entrüstung zurückgewiesen: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut denn der einige Gott!" Wenn man unter so schwerem Kampf sein innerstes Wesen aufrecht erhält, wenn man in diesem Kampf denen bitter wehe tun muß, die nichts als Liebe ihr Leben lang gezeigt haben, dann kann man nicht das beglückende, ungestörte Gefühl der Vollkommenheit haben. Das wahrhaft Sittliche wird nicht errungen im Gehorsam gegenüber klaren, eindeutigen Vorschriften, sondern in oft unerhörten Spannungen und Kämpfen. Mag diese Polarität des Sittlichen nur von wenigen in ihrer ganzen Macht, Tragik und Höhenwirkung erlebt werden, etwas davon erfahren doch die meisten jungen Menschen in der Auseinandersetzung mit dem Elternhaus. Es kommt der Augenblick, wo die Pflicht der Ehrerbietung, des Gehorsams, der Fürsorge für die Eltern in Konflikt tritt mit dem, was aus dem Innersten des jungen Menschen herausdrängt, Gestalt und Leben haben will; wo eine Hölle in der Seele brennt oder ein Himmel in ihr leuchtet, und man muß vor seinen Eltern davon schweigen, weil sie einen doch nicht verstehen; wo eine neue Zeit mit neuen

Anschauungen, Anforderungen, Idealen auf dem Boden des Familienlebens revoltiert gegen die alte Zeit. Und in diesem Konflikte, in dem man in ruhelosem Widerspruch bald sich, bald die Eltern beschuldigt oder entschuldigt, können die jungen Menschen, aber nicht minder die Eltern todunglücklich werden und sich gegenseitig zerreiben.

Ob denn aber nun wirklich alles das, was Euch junge Menschen gegen das Elternhaus in Gegensatz bringt, zu dem Unbedingten gehört, das Ihr durchsetzen müßt, um nicht mit Euerem Ureigensten in Widerspruch zu geraten? Ist der Einsatz, den Ihr zahlt, um Euer eigenes Selbst zu erhalten, nicht oft viel zu hoch? Nicht alles, was als das Unbedingte erscheint, drängt wirklich aus der Tiefe des eigenen Innern empor, sondern drängt sich euch von außen auf, ist Mode genau so wie das, wogegen ihr euch mit Empörung auflehnt. Man kämpft für seine Freiheit und glaubt sich auch frei und ist im Grunde ganz abhängig von Strömungen der Zeit und Meinungen einer bestimmten Menschengruppe. Vieles, wovon man meint, dafür muß ich leben, dafür will ich sterben, ist oft nur eine rasch verwehende Stimmung, eine Leidenschaft, eine Laune, eine Eigensinnigkeit. Dieses Aufbauschen solcher doch nicht aus den letzten Tiefen kommenden seelischen Regungen zu Angelegenheiten des Gewissens, zu Entscheidungsfragen innerer und äußerer Existenz ist eine Kinderkrankheit der Werdejahre, aber keine ungefährliche; denn es wird dadurch in den zartesten Beziehungen zu Vater und Mutter Verwirrung und Zerstörung angerichtet.

Zweifellos hat die Jugendbewegung gerade dadurch oft verhängnisvoll gewirkt, daß sie Gedanken und Regungen an Menschen herangebracht hat, die innerlich dafür gar nicht reif und fähig waren. Ganz gewiß, es war etwas Großes, als die Jugend sich bekannte zu einer Lebensführung in innerer Wahrhaftigkeit und Selbstverantwortlichkeit und mit Leidenschaft den Glauben an eine neue Welt und eine neue Menschheit in sich nährte. Reife Menschen haben sich über dieses Selbstvertrauen ihre eigenen Gedanken gemacht, aber sie haben dieses ethische Erwachen der Jugend als etwas ganz Großes miterlebt. Sie haben auch die großen Worte, mit denen die Jugend sich berauschte und bereicherte, ertragen in der Gewißheit, daß eine große Sache nur mit enthusiastischen Kräften zum Durchbruch kommt. Aber es kam dann, wie es kommen mußte. Die Jugendbewegung war in vieler Beziehung ein Ikarusflug der deutschen Jugend. Die Kräfte reichten nicht aus, weil man in hochfliegendem Selbstvertrauen und Optimismus die Hemmungen und die dämonischen Kräfte nicht erkannte, die in der Menschennatur und in allen Erdenwesen lauern. Der große ethische Idealismus ist zurückgetreten. Aber starke Worte, wie das von der Selbstverantwortlichkeit, wirken weiter, freilich mehr nach der negativen Seite in der Ablehnung der Bindungen, der Sitten und Ordnungen und Traditionen, wie sie gerade im Elternhaus entgegentreten. In der Jugendbewegung ist ein hohes Maß von Selbstgefälligkeit und Rücksichtslosigkeit herangezogen worden, die sich besonders im Elternhaus in peinlicher Weise entladet. Was heißt das überhaupt: Selbstverantwortlichkeit? Kann der Mensch den Maßstab der Werte und seines eigenen sittlichen Wertes aus sich selbst nehmen? Welchen Wechseln und Täuschungen ist dieser Maßstab ausgesetzt, wie ungeheuer bestechlich ist der Richter da drinnen, der mit der Partei, über die er richten soll, in unlöslicher Interessengemeinschaft lebt! Wir alle sind hineingestellt in Bindungen, Ordnungen, geschriebene und un-

geschriebene Gesetze, die wir nicht geschaffen haben, und die nicht von uns abhängig sind. Keiner von uns, die wir im Leben stehen, ist frei, sich selbst verantwortlich. Da sind Instanzen, die das Recht haben, uns zur Rechenschaft zu ziehen, vor denen wir verantwortlich sind. Ich kann mir im Munde dessen, der für uns Repräsentant höchster Sittlichkeit ist, im Munde Jesu, das Wort Selbstverantwortlichkeit gar nicht denken. Er wußte sich verantwortlich vor dem, der alle Verantwortung setzt, er wußte sich gestellt unter das Unbedingte, aber das waren nicht die Stimmungen, Launen, Regungen seines eigenen Herzens, sondern das ganz andere, das über ihn Gewalt hatte, der Heilige, der Vater. Im Vaternamen lag für ihn die höchste Bindung. Aus dieser Bindung ist es gekommen, daß er gerade in den Werdejahren seines Lebens seinen Eltern untertan war. Aus dieser Bindung ist es allerdings auch gekommen, daß Jesus, der Mann, sich vom Elternhaus löste und das herbe Wort sprach: „Wer Vater und Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert". Je stärker einer sich unter das letzte Unbedingte stellt, desto weniger kommt er in Versuchung, seine Stimmungen und verworrenen Neigungen, seine Abhängigkeiten von Zeitströmungen oder von anderen Menschen für das Unbedingte zu halten, dem er den Frieden des Elternhauses opfern müßte; desto mehr aber hat er innere Kraft, wenn es wirklich auch dem Elternhaus gegenüber einmal gelten sollte: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen".

So richten wir an Euch junge Menschen die Bitte, Euch ernstlich zu prüfen, ob wirklich Eure Gegensätzlichkeit aus dem Unbedingten stammt, das in Euch sich regt, oder ob in all dem, was täglichen Kampf und Reibung verursacht, nicht einfach ein Mangel an Selbstzucht, Opferwilligkeit, Dankbarkeit, Liebe liegt. Gerade vom Herzen junger Menschen gilt das Wort: „Es ist des Menschen Herz ein trotzig und verzagt Ding." Herrisches Sichaufbäumen und Gefühl hoffnungsloser Schwäche; Forderungen stellen, um sich selbst durchzusetzen, und an sich selbst verzweifeln; verstanden sein wollen und sich selbst nicht verstehen können — das liegt oft ganz nahe in einer einzigen Stunde beisammen. Nicht aus dem geheimnisvollen Unbedingten stammen die Mehrzahl Eurer Kämpfe, sondern einfach aus dem Unfertigsein, aus der Spannung zwischen den großen Worten und Zielen und der oft recht kümmerlichen Wirklichkeit des persönlichen Wesens.

Wenn wir so auf der einen Seite die jungen Menschen zur Selbstbesinnung, ja zur Höllenfahrt der Selbsterkenntnis nötigen, ist andererseits die Selbstbesinnung der Eltern noch viel nötiger. Wohl halten die Eltern mit dem Elternhaus und der in ihm gepflegten Zucht, Ordnung, Ehrfurcht die stärkste und wertvollste Festung, aber hüten wir uns, daß an deren Mauern nicht bloß die Feinde, sondern auch die eigenen Kinder zerschellen. Es kann nicht geleugnet werden und muß mit aller Offenheit ausgesprochen sein, daß das Elternhaus nur zu oft eine unbillige Schranke um die heranwachsenden Kinder aufbaut. Das heiße Wollen und Sehnen, das nach Verständnis hungert, nach der Liebe, die alles glaubt, alles hofft, alles trägt, alles verzeiht, stößt nur zu oft auf die Schranken der elterlichen Unbeugsamkeit, auf die Unfähigkeit, aus alten Denk- und Lebensgewohnheiten herauszukommen, auf schlechte Launen und schlechte Nerven. An dem schweren Konflikt der Kinder mit den Eltern, an dem Zerbrechen von Ehrfurcht und Liebe ist tausendmal das Elternhaus selber schuldig. Auch in sittlich hochstehenden Elternhäusern, ja gerade in ernst

christlichen Familien hat man kein Verständnis für die freilassende Art der Erziehung. Man erkennt nicht den Moment, wo die Kinder nun eben nicht mehr Kinder sind, sondern Menschen, die ihre eigenen Gedanken haben, die auch das Recht haben etwas zu sagen, deren gärende Ideen nicht einfach Ueberspanntheiten, Dummheiten sind. Man bringt den Kindern zu wenig Vertrauen, zu wenig schweigende, zuwartende Geduld, zu wenig Willen, sich in ihre Eigenart zu versetzen, entgegen. Man meint, alles selber machen und deren Lebensweg bestimmen zu müssen. Man weiß nicht, daß jedes Menschenleben ein neues Wunder ist, das wir nicht hervorbringen und hervorzwingen, sondern das eben wird. Man kann sich nicht hineinfinden, daß das Leben der Kinder weiterströmt, immer weiter und weiter, und daß die vorhergehende Generation immer weiter zurückbleiben muß. Man kennt nicht das große Gesetz Johannes des Täufers: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Aber freilich, dieses völlige Sichumstellen seinen Kindern gegenüber ist unsagbar schwer. Es ist das schwerste Opfer, über dem das Herz blutet, verzichten müssen auf seine fürsorgende, treuumhegende, alles bis ins kleinste bedenkende Liebe, weil diese Liebe als eine Bevormundung, als eine unwürdige Bindung, als ein Eingriff ins ureigenste Wesen empfunden wird. Es ist bitter, in einem langen Leben Erfahrungen gesammelt zu haben und sie nicht den Kindern vererben zu können, weil sie diese Erfahrungen ebenso als alten Plunder ablehnen wie die Bilder und Möbel, an denen der Eltern Herz hängt. Die Not und Krisis Eurer Werdejahre ist Not und Krisis im Leben der Eltern. Gerade in den besten Elternhäusern stehen da Ueberzeugung gegen Ueberzeugung, Recht gegen Recht, Unbedingtes gegen Unbedingtes, Liebe gegen Liebe. Im Grunde sucht man sich mit brennender Sehnsucht und stößt sich doch gegenseitig mit leidenschaftlicher Bitterkeit ab.

Ist Eltern und Kindern in dieser schweren Krisis überhaupt zu helfen? Natürlich, sie muß durchlebt werden wie die Fieberkrisis im kranken Körper, die ein Genesungsprozeß sein kann. Aber Fieberkranke bedürfen doch außerordentlicher Schonung und Pflege, und in der Krisis, die Eltern und Kinder durchmachen, müssen sie sich gegenseitig Schonung, guten Willen und über alle Spannungen hinweg freundliche Aufmerksamkeit schenken. Das ist möglich, wenn es sich nicht um innerlich verbrauchte Menschen handelt. Die Liebe muß genau wie der Glaube einmal und immer wieder trotzdem und dennoch sagen und einen Sprung über alles Gegensätzliche wagen. Jedes muß etwas von seinem Unbedingten abschneiden. Was um der Liebe und um des Friedens willen geschieht, ist nicht wider die persönliche Ehre, daran kann der Charakter keinen Bruch leiden, im Gegenteil, der freiwillige Verzicht auf seinen eigenwilligen Weg — dies Opfer wird auf der Plusseite unseres Lebens und Familienlebens gebucht. Ich wünschte, Eltern wären hier und wir könnten uns ohne die tägliche Gespanntheit und Gereiztheit auf neutralem Boden aussprechen. Ich glaube, das könnte mithelfen zu einem ganz neuen und beglückenden Sichfinden.

Ganz besonders bedürften wir eine ruhige Auseinandersetzung über die Probleme der Jugendbewegung, die oft gerade den Eltern schwer und unerträglich sind. Der Abstand zwischen der älteren und jüngeren Generation ist zweifellos heute viel weiter als in manchen früheren Zeiten. Diese Jugendgeneration ist aufgewachsen unter der Feuertaufe des Krieges und dem Erdbeben der Nachkriegszeit. Sie ist früh hineingezogen worden in das wirt-

schaftliche Leben. Sie steht täglich, stündlich unter dem Einfluß von Mächten, die ganz familienfremd und autoritätsfeindlich sind. Sie wird durch die Lockungen der Großstadt, und nicht nur durch die bösen Lockungen, sondern durch eine Fülle von Anregungen und durch die Reize einer neuen Gemeinschaft wie mit magnetischer Gewalt aus der Enge des Familienlebens herausgezogen. Sie wird in Beschlag genommen vom sportlichen Leben, und das gibt ein Gefühl der Kraft, des Könnens, der Ueberlegenheit, weckt ein empfindliches Ehrgefühl. Die Jugendlichen stehen beruflich und gesellig im täglichen Verkehr der beiden Geschlechter untereinander und haben mit dem selbstverständlichen „Du" eine völlig neue Einstellung zueinander gewonnen. Allen diesen Tatsachen stehen die Eltern oft völlig ratlos und ohnmächtig gegenüber. Sie sehen sich nicht nur zur Auseinandersetzung mit ihrem Sohn allein und ihrer Tochter allein genötigt, sondern hinter den heranwachsenden Kindern steht eine Macht, eine Weltanschauung, ein organisierter Widerstand. Diese Jugendlichen stehen mit ihren Kämpfen und Krisen, mit ihren Widerständen gegen das Ueberlieferte nicht mehr allein, sie haben hinter sich die Jugendbewegung, sind ein Teil der Jugend, die sich heute als Macht, als Stand, als Zeitalter für sich empfindet. Mit innerster Erschütterung sehen Eltern die Kinder ihren Händen entgleiten und ergriffen werden von einer Bewegung, deren Gefahren sie scharf erkennen. Was an innerer Anfassung, an tiefgreifenden Erlebnissen der Jugend bei manchen ihrer Zusammenkünfte, vor allem bei Wanderungen und Tagungen geschenkt wird, das können die Eltern in der Regel nicht nachempfinden. Sie haben dabei, vor allem die Mutter, nur die Unruhe, Mühe und das sorgenvolle Warten auf die Heimkehr. Sie sehen die Kinder übermüdet heimkommen, sehen nicht blanke, glückstrahlende Augen, die nun auch wieder hineinleuchten ins häusliche Leben, sie spüren erst recht ein Fremdwerden der Kinder, ein Abhängigwerden von unkontrollierbaren Mächten. Sie merken, wie Geist und Gemüt der Jugendlichen ganz einseitig in Beschlag genommen werden von den besondern Interessen der Jugendkreise, daß weder Zeit noch Kraft noch Interesse genug bleibt für Beruf, Schule, Familie, daß auch die Gesundheit darunter leidet. Sie sehen mit tiefer Sorge das Gemeinschaftsleben zwischen Buben und Mädels. Nicht als ob sie ihren Kindern ein Mißtrauen entgegenbrächten, aber sie wissen doch, welche Gewalten in den Seelen schlummern, die dem jetzigen Geschlechte gar nicht bekannt sind, und die eines Tages in helllodernden Flammen herausbrechen können. Und noch viel mehr fürchten einsichtige Eltern, daß durch das „Du" allzuleicht die Schranken zwischen den Geschlechtern und damit die notwendige Spannung zwischen ihnen aufgehoben wird und eine verhängnisvolle Gleichgültigkeit und Abstumpfung eintritt, eine Vertrautheit, die nicht zur Ehe, sondern von der Ehe wegführt.

Ihr Jugendlichen wehrt Euch mit aller Kraft, auch mit aller Erbitterung der gekränkten Unschuld, mit dem Zorn des in seinen heiligen Gefühlen Verletzten. Ihr kämpft um Euer Recht, um die Reinheit und Hochgemutheit Eurer Beziehungen, um das, was Ihr für das Natürliche gegenüber aller Unnatur haltet. Ein wirklicher Ausgleich dieser gegensätzlichen Auffassung ist nicht möglich. Die unerhörte Spannung zwischen der Erfahrung und Lebensweisheit der Alten und der Unerfahrenheit und dem frohen, starken Lebensoptimismus der Jungen ist nicht aufzuheben. Es gibt keine Formeln und Friedensverträge, in denen man das zwischen Alten und Jungen Gegensätzliche

zu einer befriedigenden Lösung bringen kann. Wenn nicht Alte und Junge den guten Willen haben aufeinander immer wieder taktvolle Rücksicht zu nehmen, einander immer wieder Vertrauen entgegenzubringen, einander nachzugeben und es nie zum Biegen oder Brechen kommen zu lassen — dann kann aus einem tiefglücklichen Familienleben allmählich ein peinigendes Fegfeuer werden. Alle diese Probleme können nicht gelöst werden, sie können nur überwunden werden oder es kann wenigstens ihre Schärfe weggenommen werden durch die Liebe, die alles glaubt, alles hofft, alles trägt, alles duldet, d. h. durch einen Vorgang, der sich zunächst tief im Innern der einzelnen Persönlichkeit abspielt, die darum ringen muß, daß die Quellen da drinnen nicht verschüttet werden.

Oft bringt Hilfe nur die Zeit. Ein Jahr weiter, und man hat eine ganz andere gegenseitige Einstellung gewonnen. Oft hilft eine längere Trennung. Menschen pflegen sich nie so tief zu entdecken und zu erkennen, als wenn sie eine Weile voneinander getrennt sind. Es ist ein Gesetz: Die Liebe wächst mit dem Maße der Entfernung. Wenn das, was im täglichen Verkehr trennend zwischen die Menschen getreten ist, durch die Entfernung kleiner und kleiner wird, dann wird man auf einmal hellsichtig. In Briefen kann man sich dann oft etwas sagen, was man sich aus Verlegenheit oder aus Stolz nicht sagte. Nun bricht das Innerste und Tiefste hervor. Eltern sollten sich darum nicht scheuen, ihre Kinder fortzulassen. Oft kann nur in der Fremde die Heimat entdeckt werden. Oft wird die Liebe dadurch erstickt, daß Eltern und Kinder mit ihren absolut verschiedenen oder auch zu gleichartigen Temperamenten und Interessen auf einen kleinen Raum zusammengedrängt werden — die Wohnungsnot spielt ja in den Kämpfen und Krisen zweier Generationen eine entsetzliche Rolle. Laßt die Menschen Distanz voneinander gewinnen, — und sie sehen sich mit anderen Augen an.

Wenn es aber einfach gar nicht möglich ist, Menschen auseinander zu bringen, wenn sie durch den Druck der Verhältnisse aussichtslos zusammengepreßt werden? Müssen sie sich denn aneinander zerreiben und müssen sie schließlich aneinander schuldig werden? Wenn die Spannungen nicht aufzuheben sind, müssen die Menschen daran zugrunde gehen? Alles in uns muß sich gegen eine solche tragische Verhaftung auflehnen. Statt sich immer wieder von neuem aufzubäumen gegen das Schicksal, daß man gerade in diese Familie hineingeboren ist, muß man erkennen: gerade das ist meine Aufgabe, eben mit diesen Verhältnissen innerlich und äußerlich fertig zu werden. Gerade auf diesen Punkt, die Gemeinschaft in der nun einmal gegebenen Familie zu einer möglichen, sittlich erträglichen, gesegneten zu machen, müssen alle Energien angespannt werden. Der Dienst an den Eigenen und darum die tägliche Selbstzucht und Selbstüberwindung muß als die uns gegebene sittliche Lebensaufgabe angesehen werden. Und eines der Glieder der Familie, eines der Jungen oder eines der Alten muß anfangen. Eine Familie wird nicht auf einen Schlag bekehrt, es sei denn ein gewaltiger Schicksalsschlag, wie wir ihn nicht herbeiwünschen wollen. Eines muß sein Herz in die Hand nehmen, warum soll es nicht eines der jugendlichen Glieder des Hauses sein? Einmal nicht nachjagen nach großen Zielen und Idealen, nicht schwärmen von Menschheits- und Welterneuerung, sondern dem Teil der Menschheit mit ganzem Herzen dienen, dem man unmittelbar angehört, in seine Familie Lebenswärme, Sonnenschein, Güte ausstrahlen lassen. Aber gerade gegenüber dieser

Aufgabe wird sich oft zeigen, wie unendlich arm man an inneren Quellen ist. Nach außen hin kann man alle Wasser der Lebhaftigkeit sprudeln lassen, und daheim ist man ein launisches, wortkarges oder maulendes Wesen. Man hat sich nach außen vollständig ausgegeben und hat für die Eigenen nichts übrig und behauptet, daheim nicht verstanden zu werden, während man draußen überall beliebt ist. Es gehört viel mehr Zucht und Selbstbeherrschung, viel mehr innerer Reichtum dazu, denen etwas zu sein, mit denen man täglich im engsten Raum zusammen ist, als unter Freunden und Berufskollegen irgendeine Rolle zu spielen. Nichts führt so tief in die Demütigung, nichts ist aber auch so bildend und stärkend für den Charakter als die Aufgabe, mit den Menschen unseres engsten Lebenskreises zu leben und sie zu lieben trotz aller Ecken und Kanten, trotz aller Spannungen und Fremdheiten. Nichts führt so tief hin zu den letzten Quellen der sittlichen Kraft, so tief hinein ins Gebet.

Dabei handelt es sich für die jungen Menschen gar nicht um große Leistungen. Große Leistungen für die Familie sind ja — abgesehen von den Fällen, wo sich früh auf eine Tochter die hausmütterlichen Pflichten legen — in der Regel gar nicht möglich, wenn man im Studium steht und sonst alle Kräfte braucht, um in die Berufsarbeit hineinzuwachsen. Es handelt sich oft nur um kleine Dienste und Gefälligkeiten, um Aufmerksamkeiten im eigentlichen Sinne des Wortes, daß man aufmerkt, wie es Vater und Mutter zumute ist. Eine Widerrede unterdrücken, eine Arbeit aus der Hand nehmen, ein herzhafter Dank, ein kleines Opfer für die Frau, deren Leben eine Kette von Opfern ist für Euch! Es handelt sich überhaupt nicht um das, was wir tun, sondern um das, was wir sind in unserem ganzen persönlichen Wesen. Weicht nicht aus vor dem, was die stärkste Schule Eurer sittlichen Bildung sein kann. Klagt nicht verzweifelt über die Enge Eures Familienwesens, sondern erkennt, daß auch Enge, Bindungen, Hemmungen zur Entfaltung der sittlichen Persönlichkeit gehören. Legt ein Samenkorn auf die Erdoberfläche, der schönste Sonnenschein und der mildeste Regen können es nicht zum Leben erwecken. Aber bergt es in der Erde, schafft die drückenden Hemmungen der darüber liegenden Schollen, und es wacht zum Leben auf und drängt zum Licht empor und gräbt zugleich seine Wurzeln tiefer in den mütterlichen Boden, holt von dort her seine besten Kräfte. Dieses Gleichnis soll Euch den Sinn Eures Kindheits- und Jugendlebens deuten, auch den Sinn Eurer Kämpfe und Krisen. Die Hemmungen und Spannungen sind notwendig, damit das Wunder des Lebens wird. Und so stelle ich Euch noch einmal hinein zwischen die beiden Unbedingtheiten, nun in dem Glauben, daß Ihr dazwischen nicht wie zwischen Mühlsteinen zerrieben werdet, sondern daß Ihr die schöpferischen Kräfte erkennt, die aus diesen Spannungen hervorquellen:

Hier — in der Familie — hier sind die festen Wurzeln deiner Kraft!
Was dir gegeben, bring' es ins Leben!

Frauen-„Beruf".

Von Else Zurhellen-Pfleiderer.

In der August-Nummer des vorigen Jahres hat Gertrud Geß *) über das besondere Wesen der Mädchen und über ihre eigentümlichen Aufgaben sowohl im kleinen Kreise des Bundes als im großen des sozialen Organismus aus tiefer

*) „Wir Mädchen im Bund".

persönlicher Erfahrung heraus gesprochen. G. G. sieht das Wesen der Mädchen in ihrer Subjektivität und Beseeltheit, ihre Aufgabe in der Sammlung und Ausstrahlung mütterlicher Kräfte, zu denen wohl auch die besondere ästhetische Befähigung der Frauen hinzugerechnet wird.

Aber diese mütterlichen Kräfte, so führt G. G. aus, haben nur bei „ganz wenigen" Gelegenheit, sich in eigentlicher Mutterschaft auszuwirken, während für alle anderen die Ehe eine „Hoffnung auf tönernen Füßen" ist, die zwischen dem 30. und 35. Lebensjahre endgültig zusammenbricht. Auf diese Hoffnung irgendwie zu bauen, erscheint der Verfasserin verfehlt, ja „Unnatur", weil solch ein Hoffen die berufstätigen Mädchen in ihrem Beruf nicht wahrhaft heimisch werden läßt, so daß sie nach seinem Zusammenbruch ungeborgen und heimatlos in einer fremden und kalten Welt stehen.

Aus diesen Tatsachen, die — wenn wir davon absehen wollen, daß in Wirklichkeit doch nicht nur ganz wenige, sondern immer noch die meisten Mädchen zur Ehe gelangen — tief und mit herber Wahrhaftigkeit beobachtet sind, zieht G. G. den Schluß, daß die Ehe nicht mehr als alleingültiges Frauenideal gelten dürfe. Sie nennt dieses Ideal eine Enge und Grausamkeit und verlangt von der Frau, sie solle unabhängig oder doch unabhängiger werden vom Manne, um ganz gesammelt, nur der eigenen Stimme folgend, ihren Frauenweg zu gehen, Mutter und Gattin zu werden in ganz großem und jedenfalls unkörperlichem Sinne.

Ich denke mir, daß diese Ausführungen stärkstes Echo geweckt haben in den Seelen vieler unverheirateter Frauen, banges, beklommenes Fragen aber in den Seelen junger Mädchen und ihrer Mütter.

Was soll ich meiner heranwachsenden Tochter sagen? Soll ich ihr sagen: „Es ist ganz unwahrscheinlich, daß du heiratest," oder soll ich von ihrer möglichen Ehe gar nicht zu ihr sprechen und sie nur anhalten, sich ganz ungeteilt an den Beruf hinzugeben? Das kann ich als Mutter tun, aber was wird daraus folgen? Mein Kind kann ja nicht danach handeln. Denn machtvoll, mit dämonischer Furchtbarkeit, aber zugleich unendlich liebevoll, in schenkender Güte steht die Naturbestimmung über ihm und lenkt seine Seele. Und diese Naturbestimmung ist uns kein kaltes, fremdes Gesetz, sie ist uns wie alles Kreatürliche ein Ausdruck des Schöpferwillens. „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat," mich mit meiner geschlechtlichen Anlage und all dem, was körperlich und seelisch bis in die feinsten Verzweigungen meines Wesens aus ihr folgt. Es ist dem heranwachsenden Mädchen, das zur Mutterschaft reif wird, natürlich im besten Sinne des Wortes, d. h. es entspricht seiner gottgegebenen Natur, daß es viel und ernsthaft an Ehe und Mutterschaft denkt, daß es in ihnen das teuerste Ziel sieht und sich auf sie einstellt. Es gibt Verschweigen dieser Gedanken, es gibt auch gewaltsame Verdrängung, aber beides tut der jungen Seele durchaus nicht gut. Ist doch, was in ihr erwacht, nicht ihre Privatsache; es ist der Pendelschlag des kosmischen Rhythmus, der in ihr lautbar wird und lautbar werden soll. Da aber diese neue Erfahrung die Seele mächtig zu bewegen und nach jeder Richtung hin zu beeinflussen pflegt, so ist es gut, ja es ist notwendig, mit dem Kinde mütterlich darüber zu sprechen. Das geschieht am besten gelegentlich, mit kurzen Worten, im flüchtigen Vorübergehen, aber doch so, daß das junge Mädchen merkt: ihre Sehnsucht nach der Ehe wird verstanden und gebilligt. Und zugleich sollte sie erfahren, was eine rechte

Ehe ist. Das Eheideal der Jugend soll in diesen Jahren hochgespannt und doch nicht überspannt werden; der junge Mensch soll wissen, daß die Ehe das höchste von beiden Teilen fordert, um beiden das höchste zu geben, daß sie das aber nie ganz leisten, daher auch nie ganz empfangen werden.

Zu dieser seelischen Einstellung gehört nun aber für das Mädchen die Abhängigkeit vom Manne, die genau das Gegenteil ist von burschikosem Wesen. Vor dem Weibchentum muß ein Mädchen sich bewahren, das sich abhängig macht vom Manne, nicht vor dem Bubentum. (Es gibt freilich ein Bubentum, das nur verstecktes Weibchentum ist.) Darum muß sie eingedenk bleiben ihrer Frauenwürde und ihrer Geistigkeit. Dann aber dürfen wir in dieser Abhängigkeit vom Manne nicht einen besonderen Druck sehen oder gar eine Schmach, die auf uns Frauen liegt — ist doch der Mann von uns genau so abhängig wie wir von ihm. Es wird kein Weib befruchtet ohne einen Mann, und es wird kein Mann geboren ohne ein Weib. Dieser Satz läßt sich sublimieren*) bis in die feinste Geistigkeit hinein. Wenn das schaffende Prinzip zweigeschlechtig ist, sollte das für eins der Geschlechter Armut bedeuten und nicht vielmehr für beide Reichtum? Unabhängig voneinander können sie gar nicht werden, denn ihr Wesen besteht zum großen Teil in der Beziehung auf das andere Geschlecht. Dessen ist unser Körper Symbol und Gleichnis. Wenn also das, was Gertrud Geß anempfiehlt, gar nicht sein kann, so müssen wir nun hinzufügen, daß es auch nicht sein soll; es würde zu einer trostlosen Verarmung des Lebens führen. Ich will nicht argumentieren: „Wenn alle...", denn es kann nie davon die Rede sein, daß alle solche Wege gingen. Aber wenn auch nur die stärkeren und tieferen Persönlichkeiten unter den jungen Frauen sich unabhängig machten vom Manne, um, ganz der inneren Stimme folgend, ihren Frauenweg zu gehen, so würden sie an seelischer Unterernährung verhungern. Unabhängig vom Manne, das hieße ja unabhängig von fast unserer gesamten Wissenschaft, Kunst, Literatur, Religion. Oder will man mir einwenden, so sei es nicht gemeint, es werde nur gefordert Unabhängigkeit vom Geschlechtsgeschmack des Mannes? Ach, hören wir doch auf, den Menschen oder den Mann zu halbieren! In der Kunst — ich erinnere an Mozart, Raffael, Dürer, in der Literatur — denken wir an Goethe, Shakespeare, in der Religion, — da bedarf's nicht, daß ich Namen nenne — spricht sich in feinsten und tiefsten Formen auch der Geschlechtsgeschmack des Mannes aus.

Aber auch in bezug auf die alltäglichen Männer, unter denen wir leben: Unabhängigkeit von ihnen wäre Verarmung für beide Seiten. Denn das ganze Gewebe von furchtbaren Spannungen, der holdeste Reiz aller Geselligkeit würde dadurch zerstört. Eine Gesellschaft von Männern untereinander oder von Frauen untereinander kann angenehm, belebt, sehr interessant sein, aber niemals kann sie das leuchtend Beglückende haben, das der schlichtesten Vereinigung beider Geschlechter innezuwohnen vermag. Wir brauchen uns dessen durchaus nicht zu schämen; Gott hat diesen Doppelklang gewollt und ihm seinen Reichtum gegeben vor dem einfachen Ton.

Endlich noch eins, und das ist vom sozialen Standpunkt aus wohl das wichtigste. Ist den besten Mädchen die Ehe nicht mehr das selbstverständliche Ziel, finden sie ihre innere Heimat in der Berufstätigkeit und gehen unabhängig vom Manne ihren Frauenweg, soweit das möglich ist, so werden

*) steigern, emporläutern.

sie auch nicht mehr zur Ehe gelangen. Denn — in einem agrarischen und frauenarmen Volke mag das anders sein — bei uns steht es so, daß die Ehe von beiden Seiten gewollt sein muß, um zustande zu kommen. Wir Frauen werden nicht die Werbenden sein, aber der Mann will uns abfühlen, daß wir überhaupt zur Ehe geneigt sind, ehe er den bedenklichen Schritt des Werbens tut. Es wäre aber tief beklagenswert, wenn die wachgewordenen, wahrhaftigen, ernsten und schlichten Mädchen, die in unserem Kreise sein sollen, von Ehe und Mutterschaft ausgeschlossen blieben. Sie sollen ja umgekehrt die Trägerinnen sein, die neue Art einem neuen Geschlechte bringen.

Also bleiben wir dabei, junge Mädchen auf die Ehe hinzuweisen und hinzuerziehen, ihnen zu sagen, daß die Ehe das Ideal des Weibes ist und daß durch die Naturordnung Gott zu uns spricht, ja, die etwa Widerstrebenden wissen zu lassen, daß nach menschlichem Absehen eine Frau nicht zur Vollentwicklung kommt ohne Gattin- und Mutterschaft: Das Mädchen soll dieses Ideal empfinden und durch sein Wesen und seine Vorbildung bekennen. Wenn es nun aber nicht heiratet?

Da wären wir an dem Punkt, von dem Gertrud Geß ausging, an dem tragischen Punkt. Keine Frage, es ist tiefschmerzliche Tragik, wenn ein Mädchen in und von der Hoffnung auf die Ehe gelebt hat und endlich diese Hoffnung langsam verwelken sieht. Aber wozu ist solche Tragik da, wozu ist überhaupt Lebenstragik da? Glauben wir nur nicht, das sei unser Frauenlos allein: alles Leben, das Leben in sich selbst mit seinem unendlichen Zwiespalt zwischen Wollen und Vollbringen ist tragisch. Diese Tragik aber ist nicht dazu da, daß man ihr durch Umwege ausweicht oder sich schlau um sie drückt, sondern dazu, daß man sie erlebt und zur Vollendung benutzt. Denn, wenn ich gesagt habe, nach menschlichem Absehen könne keine Frau — ebenso übrigens ein Mann — ohne Ehe nicht zur Vollentwicklung kommen, so gilt das doch eben nur nach menschlichem Absehen. Gott kann auch — höchste Beispiele zeugen dafür — den Unverheirateten und vielleicht gerade durch die Tragik seines Mangels zur Vollendung führen.

Was heißt aber: die Tragik erleben? Heißt es etwa: dem Mangel nachtrauern, sich grämen, allmählich bitter werden? Nein, ganz und gar nicht. Sondern es heißt: die Trauer überwinden, im vollen Bewußtsein, daß ein Hauptgebiet des Lebens verschlossen bleibt, das übrige Leben um so kräftiger bejahen und die brachliegenden Kräfte ausströmen in die Gebiete, die geblieben sind. Nun ist es Zeit, das Ideal der Gattin und Mutter weiter und geistiger zu fassen, als das Mädchen es in den Jahren seiner ersten Blüte tat. Nun ist es Zeit, ungeteilt mit ganzer Seele sich in den bürgerlichen Beruf zu vertiefen, ihn weibhaft mütterlich zu durchseelen und außerhalb des Berufes anderen, jüngeren Freundinnen bergende Heimat zu sein. Es ist dazu nicht zu spät. Eine Frau von 35 Jahren ist ja noch jung, nur ist sie nicht mehr unerfahren, sondern geübt in Freude und viel Leid, gereift in Sonnenschein und heftigem Sturm und um so fähiger, sich zu verschenken. Ihre große Gefahr ist das Bitterwerden, ihr hohes Ziel der freudwillige Gehorsam gegen das Schicksal, das Gott ihr gab. — Diese Möglichkeit steht vor jedem Mädchen, sie muß als Möglichkeit ihm gezeigt werden von vornherein, und zwar als eine gute und fruchtbare Möglichkeit, wenn auch nicht als die beste. Das wird den Schmerz etwaiger Enttäuschung der Ehehoffnung mildern, und es wird davor

bewahren, den Beruf leichtfertig, um des raschen Verdienens willen, ohne innere Berufung zu wählen. Mache jedes Mädchen, besonders aber jede Mutter, sich klar, daß der Beruf tragfähig sein muß für die Frauenseele, auch wenn die Jugendjahre überschritten sind, daß er ein Frauenleben ausfüllen können muß, auch wenn es zur Reife kommt.

Und der kosmische Rhythmus der Geschlechtlichkeit, die Beziehung zum Manne wäre damit ganz und für immer zu Ende? Durchaus nicht. Auch die berufstätige Frau kann und soll nicht unabhängig werden vom Manne. Gertrud Geß spricht selbst von einem weit und geistig gefaßten G a t t i n ideal, aber sie scheint das nachher wieder zu vergessen. Es gibt geistiges Gattentum, und vielleicht entsteht keine Frauenschöpfung, die nicht auf solches zurückgeht. Das Wundervolle aber am geistigen Gattentum, wodurch es dem eigentlichen leib-seelischen geradezu überlegen werden kann, ist, daß hier g e g e n s e i t i g e Befruchtung stattfindet und gegenseitige Empfängnis. Die Frau, die in voller, herber Wahrhaftigkeit die Lage nimmt wie sie ist und mit unzweifelhafter Deutlichkeit auf die Ehe verzichtet hat, erwirbt eben damit eine neue Fähigkeit zur reinen Freundschaft mit dem geistig strebenden Manne, dem Kameraden, vielleicht Berufsgenossen, den sie bereichert und durch den sie reich wird.

Werner Zimmermann und sein Ehebuch.

Werner Zimmermann gegenüber muß man unbedingt das Gefühl der Bewunderung haben: hier wird versucht, das Lebensganze zu nehmen, es aus seinen Naturgrundlagen in der Lebensreform zu erneuern, alte Weisen, in denen noch diese Lebenseinheit war, werden kultiviert. Unser Reden vom Sinn der Leiblichkeit schmeckt immer nach Schreibtisch — dort ist eine gar nicht geistlose Verbindung von Geistigem und Natürlichem. Und vor allem eine bewußte Verantwortung gegenüber den von uns so gern überflogenen Natürlichkeiten des Daseins.

Ich habe verschiedentlich auszudrücken versucht, daß ich es gerade für unsere Schwäche halte, daß man gegenüber dem geistlosen „Reformertum" sich wieder auf das gedankenlose Hinleben des Bürgertums in den Naturgrundlagen des Lebens zurückzieht. Es ist mit ein Sinn der Jugendbewegung, daß hier Treue walte und Freiheit, an Stelle der heute noch wissenschaftlichen Engstirnigkeit. Man kann gar nicht genug betonen, wie philisterhaft die meisten Bewegungskünstler sind, wenn es — buchstäblich — um die Wurst geht!

In der um Werner Zimmermann sich kristallisierenden Bewegung ist eine Möglichkeit gesunder, durchgeistigter Lebenserneuerung aus dem Geiste der Jugendbewegung da. Wer das übersieht, wird sich nicht zu wundern brauchen, wenn ihm die Jugend davonläuft.

Und dieses Davonlaufen ist eine große Versuchung für die Lebendigen in der Jugend. Denn bei Werner Zimmermann lockt mit der Zeitgeist, der in seiner ungereiften Form sich dort noch ausleben darf. Da ist es kennzeichnend, daß Werner Zimmermann gleich nach dem Kriege in Amerika war. Aus dem großen Warenhaus des Amerikanismus hat er sich die Geistigkeit geholt, welche mit einer vorsündflutlichen Aufklärungsmaschinerie imponiert, der [illegible] alles Tiefere verschlossen bleibt, der man also auch nicht beikommen kann. Das Religionsgemengsel, das uns da angeboten wird, ohne mit überhaupt einem Religiösen ernst zu machen, die clownhafte

Ueberlegenheit, mit der da über Jesus dekretiert wird in kollegenhafter Verbrüderung, nun das alles ist in unserer Zeit ja nichts Neues und eben das Ergebnis unserer „Kultur“, aber in der Jugendbewegung ist das doch der Cholerabazillus des Bürgertums. In Sandalen und langen Haaren! Denn darüber sind wir denn doch hinaus! Und dann diese Vermengung von Pazifismus, Freilandfreigeld, Freie Liebe, neuer Rechtschreibung und allem, was ungewöhnlich, aber dadurch nicht immer gut ist, mit dem Amerikanismus des Denkens, welches den eigenen Verstehstemich aufthront, daß da bei allem Idealismus der höllische Vetter ernten kann, ist ja wohl leicht verständlich.

Dieser Hintergrund macht nun das von Zimmermann übersetzte Ehebuch der amerikanischen Aerztin Stouham, „Ethik der Ehe“, zu etwas, davor man warnen muß, soviel Gutes es auch bringt.

Das Buch an und für sich, so abstoßend sein Amerikanismus, die idealistische Welterlösungsmanie ist („Wissenschaftliche“ Zeugung! Lösung des Liebeslebens! Erlösung von Damaskus! u. a.), hat jeder Ehe viel zu sagen, denn es sogt im Grunde, daß die Schöpferkraft der Liebe sich verspiritualisieren soll, um geistschöpferisch die Kräfte zu verwandeln. Und diese Wandlung, welche die Sklaverei des Fleisches wenden soll, wird auch die Ehe selbst in der Karezza wandeln, da die Vereinigung der Liebenden eine mediative Geistesgrundlage erhält, welche das Körperliche wohl mitschwingen läßt, aber nicht durch ungewollte Zeugung verschwendet.

So sehr auch hier getan wird, als ob die Eltern die Gestaltung des Kindes in der Hand hätten und so sehr die Wirklichkeit solcher Theorien spottet, so ist dieses Ehebuch der Stouham allen Eheleuten wirklich zur Beachtung zu empfehlen. Wenn seine Theorie richtig ist, könnte allerdings viel Fluch gewendet werden. — Werner Zimmermann setzt aber die Vorzeichen des Buches! Wehren müssen wir uns dagegen, daß das Buch als eine Ethik der Ehe in unreife Hände gegeben wird. Denn auf dem Hintergrund der freien Liebe wird das Buch gerade das Gegenteil dessen wirken, das es wirken soll. Es wird vermaterialisieren, statt zu vergeistigen, zu verwandeln. Und darum wollte ich überhaupt nur auf das Buch hinweisen. Es wird im „Zwiespruch“ angeboten, in einer Anzeige, welche den Leser unwillkürlich lockt. Das Buch gehört aber nur in reife Hände. Walter Kalbe.

Ein Religionsunterricht.

6. Stück. Das 7. Gebot*).

1. Der französische Missionar François Coillard erzählt eine hübsche kleine Geschichte von seiner ersten Berührung mit dem Volk der Barotse am oberen Sambesifluß. Als er vor der Reise in das Innere des Landes sein großes Gepäck in der Obhut der Eingeborenen zurücklassen wollte, lachten ihm diese ins Gesicht und erklärten ihm, sie würden, sobald er sie verlassen hätte, alle Kisten und Koffer aufbrechen und sich den Inhalt aneignen, und als Coillard ihnen sagte, das sei doch gestohlen, erklärten sie ihm, sie wüßten nicht, daß das ein Unrecht sei. — Demgegenüber stelle ich den Eindruck, den es mir machte, als ich vor einem College-Gebäude in Oxford alle Fahrräder der Studenten un-

*) Was ich im Rahmen meines Religionsunterrichtes über das 6. Gebot gesagt habe, eignet sich zum Teil nicht zur Wiedergabe an diesem Ort; und soweit ich es hier wiederholen könnte und möchte, sind die gleichen Gedanken in anderem Zusammenhang in meiner Schrift vom „Schicksal und Sinn der deutschen Jugend“ enthalten. Darum kann ich hier darüber hinweggehen.

bewacht außen auf der Straße stehen sah, oder als ich zum erstenmal in der Schweiz schöne Blumengärten vor den Häusern sah, die nach der Straße hin in gar keiner Weise abgegrenzt sind, oder als ich in Schweden in den ständig offenen Kirchen und auch bei ganz persönlichen Erfahrungen das stolze Wort eines Schweden bestätigt fand: Bei uns wird nicht gestohlen. Deutschland liegt irgendwo zwischen dem Sambesi und diesen ehrlichen Ländern, aber entschieden näher bei den Barotse als bei den Schweden.

2. Wir Deutschen haben den Ruhm eines ehrlichen und redlichen Volkes gründlich verloren und sind in einen trostlosen Zustand der allgemeinen Unehrlichkeit, schamlosen Dieberei und Unzuverlässigkeit hineingeraten, der das private und öffentliche Leben und jede geregelte Wirtschaft maßlos erschwert. Die im Kriege gelernte Verfügung über fremdes Eigentum, die tatsächliche Not der folgenden Jahre, nicht am wenigsten die Leichtigkeit, mit der aus gestohlenem Gut Reichtümer gewonnen werden konnten, haben sowohl das direkte Stehlen, wie auch jede gröbere oder feinere Form der Veruntreuung (nicht ausgenützte Arbeitszeit und ähnliches) geradezu gezüchtet, und die gänzlich unmoralische Sitte einer die wahre Natur der angebotenen Ware verschleiernden Reklame macht den feinen Betrug zum allgemein anerkannten Grundsatz des wirtschaftlichen Lebens. — Dazu kommt die durch die Inflation geschaffene Unsicherheit des Eigentumsbegriffes überhaupt und die auf diesem Boden vortrefflich gedeihende sozialistische Theorie, die das persönliche Eigentum überhaupt seiner selbstverständlichen Gültigkeit und Heiligkeit beraubt.

3. Gegen diese allgemeine Auflösung der Pflichten gegenüber fremdem Eigentum ist vor allem anderen ein Damm unbedingter Anständigkeit, Redlichkeit und Zuverlässigkeit zu bauen. Das Leben in der Familie, an der Arbeitsstätte, nicht am wenigsten auch in unseren Jugendbünden, gibt hundertfach Gelegenheit und Anlaß, diese Pflicht zu sehen und zu üben. Hier liegt eine wesentliche und unabweisbare Aufgabe aller unserer Kreise und Gemeinschaften.

Wichtiger ist aber die Weckung eines neuen und tieferen Verständnisses, was Eigentum überhaupt ist und bedeutet.

4. Die Zeit, in die uns etwa Luthers Kleiner Katechismus hineinsehen läßt, war patriarchalisch in dem Sinne, daß der Mensch in seiner Arbeit weit überwiegend, ja fast ausschließlich mit Gegenständen zu tun hatte, die ihm selbst gehörten (Kleider und Schuhe, Haus und Hof, Weib und Kind, Aecker, Vieh und alle Güter). Die flüchtigste Ueberlegung zeigt, wie gründlich sich das gewandelt hat; der Kreis der Dinge, die dem Menschen persönlich als sein Eigentum gehören, hat sich wesentlich verkleinert gegenüber der großen Menge der Dinge, mit denen wir täglich zu tun haben, ohne daß sie uns „gehören".

5. Es handelt sich, wenn die Frage ganz gründlich betrachtet wird, letztlich um das Verhältnis des Menschen zu den Dingen überhaupt. Dieses Verhältnis ist ganz umfassend angedeutet in dem Wort: „Herrsche über sie!" In der Herrschaft des Menschen über die Dinge liegt immer beides eingeschlossen: gestalten und gebrauchen. Der Mensch gestaltet die Dinge, die ihm „zu-gehören", als Ausdruck seines eigenen Wesens, und er gebraucht sie als Mittel („Werkzeug") seines Werkes. In beiden Beziehungen sind die Dinge, die der Mensch gestaltet und gebraucht, gleichsam ein erweiterter Leib (vergleiche das, was zum 5. Gebot über den Leib als Gestalt und Werkzeug gesagt wurde). Nur soweit die Dinge von uns gestaltet und gebraucht werden, haben wir wirklich eine persönliche Beziehung zu ihnen, nur soweit „gehören" (beachte den sprachlichen

Zusammenhang mit „gehorchen") sie uns im strengen Sinne. Es lohnt sich, diesen Gedanken in bezug auf Wohnung, Kleidung, Einrichtungsgegenstände, Arbeitszeug, auch auf geistigen Besitz: Bücher, Dichtungen, Vorträge usw. durchzudenken; erst die durch „Er-fahrung" gewonnene ganz persönliche Beziehung zu der Landschaft gibt mir ein inneres Recht von „meinem Vaterland" zu reden.

Eigentum in diesem ganz innerlichen (zunächst gar nicht in dem rechtlichen) Sinne ist notwendig für die Entfaltung individuellen Lebens. Um als einzelner und selbst-ständiger Mensch leben zu können, bedürfen wir eines Teils der Welt (auch wenn dieser Anteil noch so bescheiden wäre), in dem wir uns ausdrücken und durch den wir wirken können: der einzelne Mensch bedarf seiner Kleidung, seines Werkzeuges, die Familie ihrer Wohnung, das Volk seiner staatlichen Grenzen. In allen diesen Dingen ist es nicht gleichgültig, ob ein Mensch — um zunächst beim einzelnen zu bleiben — Eigentum hat oder nicht; das ist aber nicht nur eine Frage des formellen Besitzrechtes, sondern in viel höherem Grade eine Frage der äußeren und inneren Kraft, die Dinge zu beherrschen, d. h. eben zu gestalten und zu gebrauchen. Das rechtliche „Eigentum" ist immer nur eine Möglichkeit, aber keineswegs die einzige Möglichkeit zur Entfaltung dieser Kraft.

6. Darin liegt schon die wesentliche und entscheidende Grenze des Begriffes „Eigentum". Was ich nicht mehr mit meinem Leben erfüllen und in den Dienst meines Lebenswerkes stellen kann, mag im juristischen Sinne mein Eigentum sein, im sittlichen Sinne ist es nicht mein Eigentum. Auch wer neidlos erkennt und anerkennt, daß großer äußerlicher Besitz (Reichtum) die notwendige Voraussetzung für die Entfaltung mancher menschlichen Werte (Kunst) und für die Durchführung umfassender Werke (Kapital) ist, wird sich mit Schärfe und Leidenschaft wenden gegen einen toten Besitz, durch den ein Stück Welt überhaupt der Gestaltung und dem Gebrauch durch das menschliche Leben entzogen wird. (Der Zaun, der nicht das in einem Garten pulsende Leben schützt, sondern nur das draußen spielende und sprudelnde Leben hindert, hereinzukommen!) Es gibt wirklich einen Besitz der „toten Hand", freilich ganz wo anders, als wo eine verständnislose Nützlichkeitslehre davon redet.

Es ist töricht, nach irgend einem Besitz zu streben, den man nicht innerlich sich aneignen und verarbeiten kann („Besitz-Aberglauben"); es ist unverantwortlich, irgend etwas zu besitzen und dadurch fremdem Gebrauch zu entziehen, das man selbst nicht zu „beherrschen" vermag.

Toter Besitz ist immer zugleich tötender Besitz, weil er den Menschen in eine unwürdige Abhängigkeit von den Dingen (Sorge um Erhaltung, Angst vor Verlust usw.) hineinführt, statt ihn zur Herrschaft emporzuheben. Da die Kraft, die dingliche Umwelt wirklich zu gestalten und zu gebrauchen, bei den meisten Menschen sehr gering ist, so haben unzweifelhaft weitaus die meisten Menschen (einerlei, ob reich oder arm) viel zu viel „Dinge", von höchst überflüssigen Nippes und nie gelesenen Büchern bis zu dem ungenützt liegenden Siedlungsland. In diesem Zusammenhang ist die Zumutung Jesu an „den reichen Jüngling" zu verstehen, daß er alles, was er habe, verkaufen und den Armen geben solle.

7. Eine andere uns nicht minder wichtige Grenze des Eigentumsbegriffes: Schon in der patriarchalischen Zeit ist im allgemeinen nicht der einzelne Mensch,

sondern die Familie als kleinste Wirtschaftseinheit der Träger des Eigentums. In dem Maße, als längst nicht mehr die einzelne Familie, sondern ein sehr viel größerer „Betrieb", ein ganz unübersehbares Kollektivum ein gemeinsames Werk trägt, wandelt sich der Eigentumsbegriff. Der Umkreis des persönlichen Eigentums schränkt sich immer mehr ein, und nur das Bewußtsein davon, daß der einzelne auch nur als Glied eines Großen etwas gestalten und die „Produktionsmittel" beherrschen kann, hindert ein völliges Auseinanderbrechen des juristischen und des psychologischen „Eigentums".

8. Weil es sich hier um eine ganz allgemeine, unwiderrufliche Entwicklung handelt, ist heute vor allem die psychologische Voraussetzung gemeinsamen Eigentums zu wecken und zu pflegen. Wichtigkeit des gemeinsamen Besitzes einer Schulklasse; eines gemeinsamen Werkzeuges in irgendeiner Werkgemeinschaft. Nur wo ein gemeinsam sich aussprechendes Leben und ein gemeinsam zu leistendes Werk in den Gemütern verankert ist, darf man hoffen, auch die Achtung und die verantwortungsvolle Fürsorge für das gemeinsame Eigentum durchzusetzen (Serienausrüstung einer Gruppe, öffentliche Anlagen, Gemeindehaus als Darstellung und Werkzeug des Lebens einer Gemeinde!). Oeffentliches Eigentum ohne republikanische Gesinnung (aber ganz streng zu verstehen: res publica, die Sache, die alle angeht und von allen getragen wird!) ist eine sittliche Gefahr.

9. Durch die Wandlung der Beziehungen zwischen dem Menschen und den Dingen gewinnt auch die Arbeit einen anderen Sinn. Arbeit im Rahmen der heutigen Arbeitstechnik und — Organisation bedeutet nicht mehr die Befriedigung eines individuellen Bedürfnisses durch die individuelle Leistung, sondern die volle Hingabe der persönlichen Lebenskraft an die Sachbedürfnisse eines unübersehbaren sozialen Ganzen. Ausdruck und Mittel werden die Dinge hier nur in bezug auf eine Vielzahl von Menschen und nur durch deren gemeinsame Arbeit. Weder darf der einzelne hoffen, in diesem Arbeitsvorgang gerade sein Inneres auszuwirken, noch kann er die persönliche und freie Verfügung über die Dinge beanspruchen, die überhaupt nur in der Größe des sozialen Ganzen zu Mitteln des Werkes werden. Nur im Zusammenhang mit der gemeinsamen Herrschaft und Aufgabe einer Werkgemeinschaft gegenüber den Dingen ist überhaupt die gänzlich zerrüttete Arbeitsmoral neu zu begründen; eine solche Arbeitsmoral ist wiederum die Voraussetzung für die Achtung vor persönlichem und gemeinsamem Eigentum.

10. Die eigentliche Quelle unserer Wirtschaftsnot ist nicht eine falsche Verteilung der rechtlichen Besitzansprüche (obgleich diese losgelöst von dem sittlich begründeten Eigentum zu einem offenbaren Unrecht werden können), sondern die „Dämonie" der Wirtschaft, die nicht mehr Mittel zum Zweck persönlichen und sozialen (nationalen und kulturellen) Lebens sein will, sondern zum Selbstzweck wird, der alles Leben unter sich beugt. Hier, in der schrankenlosen Herrschaft der Wirtschaft über das individuelle und öffentliche Leben, ist das gottgewollte Verhältnis des Menschen zu den Dingen gänzlich in sein Gegenteil verkehrt. (Mammon, die vollendete Herrschaft der Dinge über den Menschen.) Diese letzte Not wird aber nicht durch irgendwelche Veränderung der Wirtschaftsordnung und -verfassung, sondern allein dadurch behoben, daß die Dinge überhaupt wieder in den zweiten Rang der Lebenswerte heruntergedrückt werden. Das aber kann nicht geschehen ohne eine Einschränkung der Sachbedürfnisse und die Bereitschaft zu persönlichen Verzichten.

11. Soziale Hilfe als Notstandsarbeit wird in vielen Fällen zunächst durch äußerliche Geldhilfe einer dringenden Not abhelfen müssen. Menschen, die in gemeinsamem Leben und an gemeinsamem Werk stehen, müssen noch viel selbstverständlicher auch äußerliche Hilfe einander gewähren und voneinander annehmen. Entscheidend ist die Hilfe zu einem richtigen Verhältnis den Dingen gegenüber. Ohne die Fähigkeit zu „herrschen" nützen alle etwa geschenkten Dinge nicht viel.

Alle Hilfe, die auf die Dauer wirkt, ist immer Hilfe dazu, an einem konkreten Punkt den Willen Gottes zu verstehen und zu erfüllen.

Wilhelm Stählin.

Ibsens Brand.

Ein Führer für uns.

Wilhelm Knevels.

In uns allen lebt eine große Sehnsucht nach Führern. Wir wissen, daß wir Führer brauchen, die uns Wege weisen, Ziele zeigen und uns helfen in unserem Kampf. Das Reden von der Jugend, die sich nicht führen lassen wolle, ist unsinnig. Alle jungen Menschen suchen Führer, wenn sie auch oft nicht die richtigen finden, — seien es ältere Freunde oder Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens oder Gestalten der Geschichte und der Literatur. Wir im Bund ganz besonders, wir suchen Führer. Ja, wir sind deshalb im Bunde, weil wir geführt sein wollen. Heute zeige ich Euch einen, der mir sehr viel bedeutet und der vielen von Euch Führer werden könnte — wenn man ihm allerdings auch nicht bedingungslos folgen darf. Es ist der Held eines überwältigend großen Ibsenschen Dramas, das leider in Deutschland nur wenig bekannt ist, in der Jugendbewegung fast gar nicht: Brand. Kauft Euch Ibsens Brand bei Reclam für 80 Pfg. (Uebersetzung leider ziemlich schlecht, zumal wegen der erzwungenen Reime!). Den Inhalt gebe ich hier nur soweit an, als es für unsere Zwecke unbedingt nötig ist.

Brands Wesen vereinigt zwei Seiten, die wir, ganz besonders in der Jugendbewegung, nur schwer in Einklang zu bringen vermögen — eine Problematik, die in dem Wort „Wander-Vogel" angedeutet ist —: hochgespannten Idealismus und starken Aktivismus; er ist Träumer und Sucher ferner Welten, und er ist fanatischer Kämpfer und Arbeiter in dieser Welt. Und er ist beides in einem; er ist nicht zwiespältig oder vielspältig wie wir. Er ist hingegeben an eine Sache. Er hat ein Ziel. Hast du ein Ziel? Wahrscheinlich hast du mehrere Ziele. Du willst zu vieles, und deshalb erreichst du wenig.

Ein Mann mit einem festen Ziel
geht unbeirrt auf schwerem Wege,
auch wenn ein Meer dazwischen läge.

Das zeigt Brand. Was ist sein Ziel? Er will neue Menschen schaffen, besser: ihnen zur Entstehung verhelfen. Wie nahe steht er damit der Jugendbewegung; deren tiefste Wurzel ist doch das Ungenügen am alten Menschen und ihr Ziel: zuerst die Menschen zu ändern und dann die Dinge und Zustände.

Ja, im Innern, da, da liegt es,
eig'nes Herz, das ist die Welt,
die sich uns entgegenstellt.

Brand wird Pfarrer. Er glaubt, und gewiß mit Recht, daß er in diesem Berufe am ehesten sein Ziel erreichen könne; und er hofft, daß er es vollbringen wird, daß aus den Seelenstümpfen und Geisteskeimen, die er vorfindet, sich einst ein Ganzes bilden werde:

das Gotteswerk: ein Mann voll Mark,
der neue Adam, jung und stark.

Um seinen Beruf auszuüben, scheut er keine Gefahr. In stürmischen, nebeligen Nächten, über die eisigen Gletscher und windgepeitschten Fjorde seiner nord-norwegischen Heimat eilt er zu den Menschen, die seine Hilfe begehren. Als er von seinen Landsleuten zum Pfarrer gewählt wird, nimmt er an, obwohl auch in ihm, wie in allen jungen Menschen, der Wandertrieb steckt:

In die Ferne ging mein Sehnen, durch die weiten Welteräume
alle Schuld wollt' ich bezwingen, als ein Sieger rastlos dringen, —

und obwohl ihm der Drang nach einem größeren und ruhmvolleren Wirkungskreis nicht fremd ist:

wo tausend Lebensquellen rauschen,
wo Tausende dem Worte lauschen.

Er besiegt das und wird Dorfpfarrer in seiner Heimat:

Ein Mann saugt seine beste Kraft
aus seiner Heimat, wie der Baum
aus tiefer Wurzel seinen Saft.
Treibt dort es ihn zu Taten nicht,
dann fort mit solchem feigen Wicht!

Unter den schwierigsten Verhältnissen, in ungesundem Klima (sein Haus wird von der Sonne nie erreicht), unter derben, schwer zugänglichen Bauern nimmt er seine Arbeit auf:

Stetem Tagwerk, schweren Pflichten
sei mein Leben ganz geweiht!

Wieviel können wir schon daraus lernen! Alltagsarbeit in der Heimat, trotz hoher Ideen und weiter Pläne — das große Ziel im Auge auch im Alltag! Aber als er einsehen muß, daß er seinen Beruf nicht mit seinem vollen Wesen ausüben darf, als von seiten der Kirche und der Behörde sein Feuergeist gedämpft wird, gibt er das Pfarramt auf. Ueber alles geht die Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, das Befolgen der Stimme, die aus dem tiefsten Wesen kommt:

Nur eines kannst du nie verschenken,
dein Selbst, dein Ich, den heil'gen Dom;
du darfst's nicht binden, nicht es lenken,
nicht dämmen deines Lebens Strom.

— — — — —

Ich opfert' alles dem Beruf,
zu dem — wähnt' ich — mich Gott erschuf.
Jetzt merk' ich, wem ich diente! Nein,
und nochmals nein! Nur nicht gesunken!
Der Grund dort hat mein Blut getrunken,
mein Herzensblut, mein Licht, mein Leben;
die Seele kann ich euch nicht geben.

Neue Menschen sollen werden. Das ist Brands Ziel. Damit neue Menschen werden, müssen die Hindernisse des wahren Menschentums beseitigt werden, das sind Halbheit, Habgier, Leichtsinn, Stumpfsinn. Diesen vier Dämonen gilt sein erbarmungsloser, rücksichtsloser Kampf.

Das ist der Fluch so vieler, daß sie in allem nur halbe Menschen sind:

Ihr wollt am liebsten buhlen, spielen,
ein wenig glauben, etwas fühlen.
ein wenig lüstern nach Gelagen,
weil das die teuren Väter auch....
— — — — —
Doch alles eine Kleinigkeit,
Ein wenig ernst bei heil'gen Fragen,
ein wenig treu der Väter Brauch,
Vorzüg' und Fehler gehn nicht weit,
ein Bruchteil nur.

Vor allem klafft bei ihnen Glauben und Leben auseinander, Sonntag und Alltag, Gefühl und Tat. In Brand wird behauptet, daß die Kirche diese Gesinnung pflege oder wenigstens nicht genug bekämpfe, und daran ist wohl etwas Richtiges. Als ihr Vertreter ist der Propst (Superintendent, Dekan) dargestellt, die Karikatur eines Kirchenmannes. Brands Grundsatz ist: Glauben und Leben aus einem Guß. Alles oder nichts. Das ist einziges Ziel seines Wirkens, seiner Predigt.

Das zweite Hemmnis des wahren Menschentums ist die Habgier, das Hängen an irdischen Gütern. Wer sich nicht innerlich ganz loslöst von dem Bloß-Irdischen, kann nicht wahrer Mensch werden. Das grausige Beispiel für die Habgier im Drama ist Brands eigene Mutter. Unauslöschlich hat sich der Erinnerung Brands eingeprägt eine furchtbare Szene aus der Kindheit: Als der Vater gestorben war, trat die Mutter heimlich — doch Brand stand in der Ecke und sah unbemerkt zu — ins Sterbezimmer ans Bett, schob des Toten Kopf fort, wühlte und fand einen schweren Beutel, suchte weiter:

Sie wühlte zwischen allen Kissen
und hob und schob die Last des Toten,
bis sie ein Pack, mit vielen Knoten
fest zugebunden, endlich fand.
Wie gierig ihre Hände rissen!
Sie biß es auf mit ihren Zähnen
nach Art von hungrigen Hyänen.

Wer Mensch werden will, oder — was dasselbe ist — wer zu Gott kommen will, muß dieses Haben-wollen aufgeben, muß sich ganz loslösen von dem irdischen Gut. Daher auch die Härte Brands der sterbenden Mutter gegenüber, wovon wir unten noch reden werden.

Ebenso schlimm als die leidenschaftliche Habgier ist der matte Stumpfsinn, wir könnten auch sagen: das Spießbürgertum, das Wandern auf der sogenannten goldenen Mittelstraße in gleichem Tritt und Trott, das Sich-nicht-beeinflussen-lassen, das Nicht-aus-dem-Geleise-kommen-wollen. Und dann, die Kehrseite des Stumpfsinns, der Leichtsinn, „der mit Kranz im Haar an eines Abgrundes Rande tanzt", der sich hinwegtäuscht über die Tiefen und den Ernst des Lebens, der sich durch Genuß über alle Schwierigkeiten hinwegnarkotisiert. Mit Stumpfsinn und Leichtsinn hat Brand besonders in seiner Gemeinde, bei der Bauern- und Fischerbevölkerung zu kämpfen, und oft scheint es ihm, daß er gegen diese allzu fest eingewurzelten Dämonen machtlos ist:

O, ich kenn' euch nur zu gut,
schlaffe Seelen, schlaffer Mut!
Euer Vaterunserflehn
kann nicht auf zum Himmel gehn,
weil ihr ohne Willensschwingen,
ohne Mut zum Kämpfen, Ringen.

Das Leben muß wieder ernst genommen werden. Brand nimmt es ernst, furchtbar ernst. Schon die Macht der Vererbung allein, die Brand bei sich und bei anderen oft erfahren (zuletzt bei den zwei Kindern eines Mörders und Selbstmörders), ist so furchtbar, daß, wer sie kennt und über sie nachdenkt, niemals mehr stumpfsinnig und leichtsinnig werden dürfte.

Kennen wir die vier Dämonen, Halbheit, Habgier, Stumpfsinn, Leichtsinn? Gewiß ist einer von den vieren uns besonders gefährlich. Wissen wir, wo wir mit dem Kampf einzusetzen haben?

Brand weiß es wohl, daß man als Einzelner nichts vermag im Kampf, daß man nur in Gemeinschaft wirklich erfolgreich kämpfen kann. Unter diesem Gesichtspunkt schließt er seine Ehe. Es ist bezeichnend, wie er und Agnes sich fanden. Sie war mit einem anderen, Einar, verlobt, mit einem bestechenden, aber leichtsinnigen und feigen Menschen. Als es gilt, einem Kranken Hilfe zu bringen, bittet Brand, daß ein Einwohner im Sturm mit ihm ins Boot gehe und über den Fjord fahre. Keiner wagt es; Agnes bittet ihren Verlobten, es zu tun. Einar weigert sich, seine Feigheit heuchlerisch mit der Liebe zu ihr rechtfertigend: da er nun ihr gehöre, dürfe er sein Leben nicht aufs Spiel setzen! Da fährt Agnes selbst mit Brand über die tosenden Fluten. Ihr Bund ist geschlossen. Sie weiß wohl, welch hartes Schicksal ihr an Brands Seite bevorsteht. Einar faßt es in die Worte:

Wähle zwischen Sturm und Stille,
zwischen Ruh' und Angst im Herzen,
wähle zwischen Freud' und Qual,
zwischen heit'rer Lust und Schmerzen,
Elend und des Glückes Fülle,
Tod und Leben — triff die Wahl!

Agnes antwortet:

Mir die Nacht! Durch Todesnot!
Fernher winkt ein Morgenrot.

Wundervoll spricht Brand den Sinn ihrer Ehe aus in den Worten:

Agnes, Gattin, laß uns beide...
start den Feind in uns bezwingen,
unerschrocken, auch im Leide,
Fuß um Fuß zum Ziele dringen!

Die Liebe ein Weg zur Vollkommenheit. Das gilt auch für seine Beziehung zur Gemeinde:

Kommt denn, all' ihr müden Wand'rer
aus der Heimat felsi'gen Gründen,
daß wir, Aug' in Aug' uns finden,
läutern, helfen uns einander.

Was wollen wir anderes im Bund, als einander läutern und helfen? Auf die Zahl kommt's dabei nicht an. Fallen wir, gerade im BDJ, nicht in die Versuchung, daß wir die vielen wollen, wie der Vogt stolz ist darauf:

Die meisten gehn auf meinen Bahnen.

Unser Ziel sei das Ziel Brands, dessen Stolz sagt:

Die besten folgen meinen Fahnen.

Brand ist hart in seiner Gemeinschaft und ist hart gegen sich selbst. Er ist nicht hart gegen andere und weich gegen sich, wie vielleicht die meisten Menschen; er ist auch nicht hart gegen sich und weich gegen andere, wie uns in dem bekannten Sprüchlein empfohlen wird, sondern hart gegen sich und hart gegen andere. Was er zu allererst von sich und von anderen verlangt, ist die Geringschätzung des äußeren Wohlergehens und, wenn nötig, die Hingabe des äußeren Lebens.

O, Leben, Leben, starker Trieb,
wie ist dem Volk das Leben lieb!
Gibst alles du, doch nicht dein Leben,
so wisse, du hast nichts gegeben.

So betrachtet er die eingetretene Hungersnot als ein Glück für das Volk.

Ein edles Volk, sei's noch so klein,
saugt Lebenskraft aus Not und Pein.
Der matte Blick wird falkenscharf,
klebt nicht am niedrigen Bedarf.

So fordert er von sich und von den anderen stets das Höchste, Letzte, Aeußerste, alles oder nichts. Kompromisse lehnt er bedingungslos ab. Wird die Sache nicht ganz getan, wird nicht alles gegeben, so hat es keinen Wert. In mehreren, geradezu erschütternden Szenen kommt dieses „Alles oder Nichts“ zum Ausdruck.

In einem gewaltigen Ringen macht er seiner alten Mutter, die am Gelde hängt. klar. daß nur der völlige Verzicht auf ihren Besitz ihr den Weg zur Seligkeit eröffnet. Wenn sie einst in Todesnot sein wird, wird er, der Sohn. erst dann kommen und ihr das Abendmahl spenden, nachdem sie sich ihres ganzen Besitzes entäußert hat. Als sie dann nach ihm schickt und sagen läßt, sie wolle die Hälfte ihres Gutes hergeben, verweigert er sein Kommen. Sie schickt wieder — in höchster Not und mit inständiger Bitte: er solle kommen, neun Zehntel ihres Besitzes wolle sie opfern, nur vom ganzen könne sie sich, solange sie lebe, nicht trennen. Brand weigert sich: alles oder nichts. Die alte Mutter stirbt ohne Pfarrer, ohne Sohn.

Ein zweites Opfer betrifft ihn selbst und seine Frau. Sie haben ein Söhnlein, Alf, das in der rauhen Luft, im sonnenlosen Hause nicht gedeiht. Der Arzt sagt es den Eltern ernst und entschieden: sie müssen den Wohnsitz wechseln, wenn sie ihrem Kinde das Leben erhalten wollen. Brand bricht fast das Herz, zumal bei den flehentlichen Bitten seines Weibes. Aber nein, meint Brand, er muß hier ausharren, es ist der Platz, auf den ihn Gott gestellt, sie müssen das Kind opfern. Auch der Frau wachsen heldische Kräfte zu:

Gott, muß ich dies Kind dir geben,
laß es mich zum Himmel heben,
lehr' mich meine schwere Pflicht!

Das Kind stirbt. Vielleicht hätte Agnes dies ertragen. Aber einem weiteren, noch entsetzlicherem Opfer, das ihr Mann ihr auferlegt, ist sie nicht gewachsen. Echt weiblich hat sie sich an die kleinen Andenken gehängt, die von Alf noch da sind, die Kleidchen, die er getragen, die Spielsachen, mit denen er gespielt. Da kommt, am Weihnachtstag, eine Bettlerin mit einem zerlumpten Kinde auf dem Arm. Sie bittet um Gaben für ihr Kind. Brand sagt zu Agnes: Gib ihr! Agnes scheut sich: es wäre ein Frevel, Blutschuld an dem toten Kinde — aber dann überwindet sie sich: sie will mit dem Weibe teilen. Teilen?, fragt Brand, teilen? Alles sollst du geben! Agnes, vor Schmerz fast versteint, gibt alles, und dankend entfernt sich das Weib. Nein, nicht alles. Sie gesteht es Brand, eine Kleinigkeit hat sie behalten als letztes:

Dieses Mützchen, das er trug naß von Tränen, Todesschweiß —
in der fürchterlichen Stunde, o, du zürnst mir nicht, ich weiß —.

Brand zürnt doch. Er will gehen. Da reicht sie ihm die Mütze, und er läuft der Bettlerin nach, sie ihr zu geben. Das ist für Agnes zu viel:

Alles hin, zerstampft, zertreten —
letzte Hoffnung — Glauben — Beten!

Brand hat Sieg und Niederlage zugleich erlitten. Agnes hat Gott geschaut, den harten Gott ihres Mannes. Aber „wer Gott schaut, stirbt“. Agnes hat den folgenden Tag nicht mehr gesehen.

Welche Opfergesinnung! Welche Härte! Wir stehen ehrfürchtig davor, aber es graut uns dabei. Ohne Frage hat Brand etwas von Jesus, an den er oft erinnert und an den Ibsen bei seiner Dichtung gedacht hat. Von Jesus, nicht dem Milden, Gütigen, wie man ihn auf den meisten Bildern

sieht, mit herabwallenden Locken und sanftem Blick, die Kindlein zu sich rufend und mit den Sündern freundlich sprechend, sondern von Jesus dem Furchtlosen und Treuen, dem starken Kämpfer, dem Helden der Hingabe und des Opfers im Leben und im Tode, von Jesus, der mit der Peitsche die Händler aus dem Tempel treibt, der an die Menschen die härtesten, schwersten Forderungen stellt: „Verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen!" „Laß die Toten ihre Toten begraben!" „Aergert dich dein Auge, so reiß es aus; ärgert dich deine Hand, so hau sie ab!" „Wer nicht hassen kann Vater, Mutter und Geschwister, der kann nicht mein Jünger sein." — Aber Jesus vereinigt beide Seiten, die milde und die strenge, die schenkende und die fordernde zu unvergleichlicher Harmonie, Brand aber hat nur die eine Seite, die andere fehlt ihm. Immerhin ist Grund genug, diese eine Seite zu uns sprechen zu lassen. Unser Christentum ist zu lau und schlapp und feig und matt, ein Stahlbad ist ihm not, und Ibsens Brand kann uns dies Stahlbad sein. Unsere Gottesvorstellung ist vielfach zu weich und schwächlich; mit Recht spottet Brand darüber, daß die Christen sich Gott als Greis denken; ein kraftvoller, junger Mann, meint er, wäre für Gott das bessere Bild. Unser Glaube rechnet zu sehr mit der Gnade, die falsch verstanden wird:

Ihr legt, was irgend euch nur drückt
auf den, der alles auf sich nahm,
als Gott ihn einst herabgeschickt.
— — — — —
War Gott human, als Jesus Christ
den Kreuzestod erlitt? O, schade,
daß euer Gott nicht schon regierte,
der hätte wohl gerufen: Gnade!

So müssen wir Brand auf uns wirken lassen, ganz, in der vollen Wucht seiner Persönlichkeit, in der ungebrochenen Kraft seiner Forderung. Fast scheue ich mich, jetzt gleich seine Schranken und Grenzen, sein Scheitern zu schildern. Aber das kann natürlich für das Bild des Ganzen nicht entbehrt werden. Ihr mögt beim Lesen jetzt innehalten, einige Tage aussetzen, damit die Wirkung Brands euch zunächst ganz und ungeteilt erfasse.

•

So groß der Glaube Brands ist, und so Großes er zu schaffen vermag — es fehlt ihm die demutvolle Beugung, das stille Lauschen auf den Gotteswillen und daher auch die letzte Kraft. Sein Glauben ist der des Fanatikers, der starr an seiner Ueberzeugung festhält, der sich durch nichts irre machen läßt, und der auf keine menschliche und göttliche Stimme hört. Er kann nicht beten. Mit Recht verurteilt er das übliche Beten: das bloße Schreien nach göttlichem Beistand in irdischen Dingen. Aber er betet überhaupt nicht. Er redet nicht mit Gott und hört nicht auf Gott. (Denn Gebet ist Reden und Hören.) Er hat die Liebe nicht, die von Jesus kommt. Wiederum mit Recht verurteilt er die übliche menschliche Liebe, die sentimentale, genußsüchtige, egoistische, kraftlose Liebe. Aber ihm fehlt auch die göttliche Liebe, die alles trägt, alles hofft, alles überwindet. Darum kann er mit den Menschen nicht umgehen, nur die göttliche Liebe hat die rechte Pädagogik. Er fällt mit der Tür ins Haus: Als die Hungersnot kommt, sagt er zu dem Volk:

Doch euch war Gott wie keinem gut,
er flößte Angst in euer Blut.

Er weiß nicht, daß die Söhne und Töchter niemals die geeigneten Erzieher ihrer Eltern sind. (Merken wir uns das!) Er hat keinen Frieden, weil er nicht die Nähe des Gottes der Liebe fühlt. Alles bei ihm ist Kampf, Kampf als Selbstzweck, ohne Aussicht auf Frieden:

Wie lang' das Streiten währen wird?
Es währt bis an des Lebens Ende,
bis alle Opfer ihr gebracht,
bis ihr vom Pakt euch frei gemacht.
Der Siegespreis? Des Willens Einheit,
des Glaubens Schwung, der Seelen Reinheit —
um eure Stirn die Dornenkrone —
seht — das erhaltet ihr zum Lohne.

Brand scheitert. Sein Kind und seine Frau sind tot. Sein Vermögen, das ihm die Mutter hinterlassen, verwendet er zum Bau einer größeren Kirche (sinnbildlich; auch wir wollen ja eine größere Kirche). Aber er merkt, die Menschen passen nicht hinein. Und bürgerliche und kirchliche Behörden sind seiner Botschaft feind — wie das in den langen Unterredungen mit Propst und Vogt dargestellt ist. Ein gewaltiger Entschluß reift in ihm. Bei der Einweihungspredigt wirft er den Schlüssel der neuen Kirche ins Meer und fordert die Gemeinde auf, ihm zu folgen „in des Lebens Gotteshaus". Viele folgen und wandern mit ihm aufwärts auf den Berg. Aber sie halten nicht aus. Sie werden müde, hungrig, zweifelnd, verzagt, und einer nach dem andern erliegt seiner Schwäche und den lockenden Stimmen des Vogtes und Propstes, die von unten zurückrufen. Brand ist zum Schluß ganz allein — der Verlust jeglicher Gemeinschaft ist das Schlimmste —, in der Eiswüste, wo er eine Eiskirche bauen will — grausiges Symbol — ohne Gemeinde, ohne Liebe — ja ohne Gott.

Aber gerade in diesem Augenblick wird er erlöst. Ein irrsiniges Mädchen ist das Werkzeug. Gott naht sich ihm. Zum ersten Male kann er weinen. Zum ersten Male betet er aus vollem Herzen, was er nie gekonnt und wonach er sich nur in den tiefsten Stunden seines Lebens (z. B. beim Tod seines Kindes) gesehnt hat. Warm und weich wird ihm ums Herz. Sein Leben soll nun anders werden:

Frostweg führt zu dem Gesetz,
doch die Sonne scheint zuletzt.
Jetzt soll's anders sich gestalten
und sich warm und reich entfalten
meines Lebens Festgedicht.
O, die Eisesrinde bricht,
ich kann vor den Vater treten,
ich kann weinen, knien, beten.

Da kommt die Lawine und begräbt ihn. Er kann gerade noch fragen: Reicht eines Mannes Willen und Streben zur Erlösung aus? Und eine Stimme aus der Höhe spricht: Er ist ein Gott der Liebe.

Warum wird er erlöst und sein Leben sinnvoll beschlossen? Weil er treu war bis zum letzten. Weil er den Weg, den er für richtig hielt, ganz zu Ende ging. Weil Gott nahe ist denen, die es ernstlich meinen, auch wenn sie es nicht wissen. Ganz wie unser Lied sagt:

Die Treue steht zuerst, zuletzt im Himmel und auf Erden;
wer ganz die Seele dreingesetzt, dem muß die Krone werden....
Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben.

Werk und Aufgabe

Verhältnis zu Christentum und Kirche.

Fortsetzung.

Wenn wir von dem Verhältnis unseres Bundes zur Kirche sprechen, so denken wir gar nicht theoretisch an das Verhältnis zwischen dem Wesen des Jugendbundes und dem Wesen der Kirche. Ueber diese Frage schreibt Hans Deppe (Das Lebensgesetz der Gemeinde und das Lebensgesetz des Bundes, „Unser Weg", Stimmen aus dem Bund der Köngener IV, 1) sehr theoretisch und ohne daß Unterschied und Beziehung klar herausgestellt wird. Uns geht es vielmehr ganz praktisch um das Verhältnis unserer Bünde zu der geschichtlich organisierten Kirche. Dieses Verhältnis wird im Umkreis unseres Bundes nichts weniger als einheitlich empfunden. Im großen und ganzen geht die Entwicklung unzweifelhaft dahin, daß die Aeußerungen einer radikalen Ablehnung, eines unüberwindlichen Mißtrauens, der Sorge, daß die Jugend als Rekrutendepot für etwas ihr Wesensfremdes mißbraucht werde, wenn von ihrem Weg zur Kirche die Rede ist, immer seltener werden und immer ernsthafter um den Weg der Jugend zur Gemeinde gerungen wird. Das Problem ist dadurch erschwert, daß sich immer wieder in die ganz praktischen Fragen rein theoretische Erörterungen eindrängen. So versteht z. B. Paul Le Seur in seinem vielgelesenen Buch „Ueber die Meisterfrage beim Aufbau der evangelischen Kirche" unter der Gemeinde die soziologische Form des christlichen Lebens und Wirkens überhaupt, unter Kirche aber das geschichtlich-organisatorische Werkzeug der Gemeinde. Es ist wichtig, sich einmal klar zu machen, wie sich „Bund" und „Gemeinde" ihrem Wesen nach zueinander verhalten, sich klar zu machen, daß die Gemeinde in einem noch viel tieferen Sinn als Volk und Staat das notwendige Ziel ist, in dem das Gemeinschaftsstreben der Jugendbewegung mündet. Diesen Satz zu begründen liegt außer dem Rahmen dieser kurzen Berichte. Für eindringende Beschäftigung mit dem ganzen Fragenkreis ist auch heute noch Heitmanns Buch „Großstadt und Religion", namentlich in seinem zweiten und dritten Teil, das Wichtigste; von neueren Schriften nenne ich Erich Stange „Die kommende Kirche" (3. Auflage, stark verändert) und das inhaltreiche Heftchen von Heitmann „Vom Werden der neuen Gemeinde" (Töpelmann, Gießen). Alle Erörterungen gehen mit vollem Recht aus von der Erkenntnis, daß, was sich heute Kirche nennt, vielfach nicht Kirche, und was man innerhalb der Kirche Gemeinde nennt, nicht Gemeinde ist, und daß die Jugend mit aller kritischen Ablehnung der Kirche im wesent-

lichen eben diese Klage und Anklage meint. Den Weg, wie aus dem Kreis innerlich verbundener Jugend die Jugendgemeinde, die junge Gemeinde und schließlich die junge Kraft innerhalb der Gemeinde wird, zeigt Vangerow in seiner Hischberger Rede „Frucht und Ansatz" (U. B. 10). Auch Blech-Berlin (Weibl. Jugend 4) sagt einiges sehr Gute und Richtige darüber, wie Jugend und Kirche in der neutestamentlichen Frömmigkeit und in dem Verständnis des an unsere Zeit ergehenden Bußrufs sich treffen und füreinander wertvoll werden können. Einen kurzen, aber sehr beachtlichen Beitrag zu der Frage hat W. Trillhaas (Chr. u. W. 2) geliefert: Die „Jugendgemeinde" ist eine notwendige Zwischenlösung, die kritische Zurückhaltung gegenüber der Kirche kann und muß durch die nötige Selbstkritik der Jugend aufgelöst werden. Manches Grundsätzliche zu der ganzen Frage steht in meinen Leitsätzen und Reden von der Stockholmer Konferenz (U. B. 11).

Verschiedene Landesverbandsblätter und einzelne Berichte erzählen von dem ernsten Bemühen, an die örtliche Kirchengemeinde äußeren und inneren Anschluß zu finden. Mehrfach wird ausgesprochen, daß es sich zunächst nur um die Bereitschaft zu äußerem Dienst handeln könne, und es erscheint mir auch richtig, wohl die konfirmierte Jugend auf die Möglichkeit praktischen Dienstes in der Gemeinde hinzuweisen, aber jedes Drängen auf einen inneren Zusammenhang mit der Gemeinde der Erwachsenen zu vermeiden. Der „Gralsucher" (das Blatt der Bornheimer in Frankfurt), der sich das ganze Jahr hindurch besonders mit dem Verhältnis zu der Gemeinde beschäftigt, schreibt in seinem Gemeindeheft (November) sehr mit Recht: „Was sind wir als Bund eigentlich, wenn wir nicht ganz klar und unbeirrt auf dem Wege zu unserem Endziel, nämlich die neue, aus dem Geiste der Jugendbewegung geborene Gemeinde — d. h. für uns die neue evangelische Gemeinde —, wandern? Wir werden nie zu unserem Ziele kommen, wenn wir die alte Gemeinde einfach nicht beachten und davon schwärmen, einmal in späteren Zeiten ganz aus unseren Kreisen heraus eine neue Gemeinde zu bilden. Begehen wir in diesem Punkte nicht auch jenen so oft begangenen groben Fehler, anstatt an dem Alten weiterzubauen und dieses mit dem neuen Geiste zu durchdringen, das Alte möglichst bis auf die Mauern niederzureißen, um nun von ganz vorne beginnen zu müssen? Für uns heißt es, im neuen Geiste weiterzubauen an dem, was Menschen in harter Arbeit erschaffen haben." Es werden dann als Kleinarbeit, die der Jugend im wesentlichen zufalle, im einzelnen aufgezählt: Gemischter Chor, Teilnahme am Gottesdienst, Besuch der Veranstaltungen der anderen Verbände der Gemeinde, Kindergottesdienst (es ist gar nicht einzusehen, warum das nur eine Betätigung für Mädchen sein soll), Kirchenschmuck, Dienst an Alten und Kranken, Kinder-Spielnachmittage. Ich füge aus eigenen und anderen Erfahrungen noch hinzu: Unterhaltungsabende für die Gemeinde, technische Vorbereitung und Durchführung von Gemeindeausflügen; gerne wüßte ich, ob irgendwo durch Gruppen unseres Bundes das Kurrendesingen gepflegt wird. Sehr wichtig scheint mir, was die Bornheimer berichten können: Daß es ihnen gelungen ist, etliche Vertreter der Jugendgemeinde in den Kirchengemeinderat wählen zu lassen. Das Problem Jugend und Gemeinde wird immer wieder brennend an dem Verhältnis zu den Konfirmanden. Die Konfirmanden sind wenig-

stens offiziell von der Gemeinde als ihre Jugend aufgenommen und sind andererseits der Kreis, in dem unsere Jugendbünde für sich werben. Wenn daraus nicht von vornherein etwas Unmögliches entstehen soll, so muß der Bund sich als die Stätte der Verwirklichung anbieten für das, wovon im Konfirmandenunterricht theoretisch geredet worden ist, und er muß die neukonfirmierte Jugend in die Jugendgemeinde und dadurch in die Gesamtgemeinde eingliedern. Im „Gralsucher" (März/April 1925) wird dafür das hübsche Bild gebraucht, die Konfirmation gleiche meistens der Endstation einer Straßenbahn, bei der die Fahrgäste sich nach allen Richtungen zerstreuen; der Bund wolle die Konfirmanden vor diesem Schicksal bewahren. Einen ähnlichen Gedanken drückt mein Werbeaufsatz für Konfirmanden (Treue 4) aus. Um noch ein praktisches Beispiel anzuführen, wie dieser Gedanke verwirklicht werden kann: Ich bin selbst von Hamburg aus dazu angeregt worden, meine Konfirmanden schon während des Konfirmandenunterrichts durch unsere Jugendbünde betreuen zu lassen; am Tage vor der Konfirmation, unmittelbar nach der „Beichte", sammeln etliche ältere Mädchen aus den Bünden alle Konfirmandinnen in der Sakristei, singen ihnen einige Lieder, eine der Führerinnen hält eine kurze Ansprache, und es bekommen dann alle Konfirmandinnen schlichte Kränzchen aus Buchsbaum, die die Gruppen an den Abenden vorher geflochten haben; bei der Konfirmation selber singt der Chor der Jugendgemeinde, und zwar, was besonders feierlich ist, im Wechsel mit den Konfirmanden Teile aus der Liturgie und den großen Lobgesang „Herr Gott, dich loben wir!" Die konfirmierte Jugend wird ohne Rücksicht auf ihre Bundeszugehörigkeit zu den Jugendgottesdiensten eingeladen. — Dabei tauchen freilich eine Reihe von Schwierigkeiten auf. Ich kann nur eben auf sie hinweisen und erbitte Berichte, wie man da und dort versucht, sie zu überwinden. Die Werbung unter den Konfirmanden ist vielfach dadurch erschwert, daß andere Bünde schon die noch nicht konfirmierte Jugend in zum Teil sehr gutgeleiteten Gruppen sammeln; daraus ergibt sich unsere Verpflichtung zur Jüngstenarbeit. Die freudige Eingliederung in die Gemeinde ist vielfach dadurch gehemmt, daß die Gemeinde den Dienst der Jugend oder wenigstens unserer Jugend gar nicht will. Alles, was hier gefordert ist, kann an diesem Widerstand scheitern; unsere Sorge muß sein, daß nicht durch offenbare Fehler, Taktlosigkeiten oder Anmaßlichkeiten der Jugend Mißtrauen und Widerstand der Gemeinde geweckt und gerechtfertigt wird. (Es ist z. B. nicht gut, wenn auf einem Gemeindeabend Jugend die schwerarbeitenden Mütter durch schwüle Liebeslieder von Löns unterhalten will.) Eine weitere und sehr ernste Schwierigkeit macht sich gerade da (Baden) geltend, wo der Bund bisher verhältnismäßig am meisten sich auf Gemeinde und Gemeindebünde gestützt hat: die Gemeindebünde dienen notwendigerweise der Masse, und diese Masse ist oft für die „bewegteren" und geförderteren Leute eine schwer zu tragende Last; es ist sehr schwer, zwischen der nötigen Entschiedenheit und der unabweisbaren Fürsorge für die Vielen den rechten Weg zu finden, und es ist weder möglich noch ratsam, gerade die lebendigsten Leute in einem Alter, in dem die eigenen Entwicklungsnotwendigkeiten stark hervortreten, zu stark mit der Verantwortung für die

Masse zu belasten. Zum mindesten sind neben den etwas schwerfälligeren Gemeindebünden die beweglicheren freien Bünde und kleinere Gruppen nötig und berechtigt (B. B. Bl. 6); es sind mir Fälle bekannt, wo in einer größeren Gemeinde ein mehr an der Masse arbeitender Jugendverein und eine mehr der Jugendbewegung erschlossene kleinere Jugendgruppe in gutem Frieden nebeneinander arbeiten. Auch bereitet die herkömmliche Leitung der Gemeindebünde durch den Pfarrer oder den Vikar nicht selten eine rechte Not, weil nicht jeder Pfarrer und noch weniger jeder Vikar zur Führung der Jugend geschickt ist und doch nicht immer die Selbstverleugnung, noch auch nur die Möglichkeit hat, diese Arbeit aus der Hand zu geben; es wird an diesem einen Punkt die ganze Verlegenheit spürbar, die in unserer Kirche immer wieder durch das tatsächliche Monopol der Theologen zur Arbeit in der Gemeinde hervorgerufen wird; aber wir Pfarrer sind stark entschuldigt, solange es so wenig wirklich geschickte und willige Jugendführer unserer Art gibt. — Noch ein Letztes: die alten kirchlichen Verbände beanspruchen und besitzen fast überall in Deutschland das Monopol kirchlich anerkannter Jugendarbeit und erschweren dadurch unserer Jugend das Heimischwerden in der Kirche. Die Berichte erzählen von allerlei kleinen Unfreundlichkeiten, die hier aufzuzählen sich nicht lohnt. Die Polemik gegen die „liberale" (neuerdings sagt man lieber „idealistische") Jugendarbeit hält da und dort unseren Bund an einem geistigen Orte fest, auf dem er entweder nie gestanden ist, oder von dem er sich längst fortbewegt hat. Um so notwendiger ist es für uns, überall den Anschein zu vermeiden, als ob wir uns mit einer bestimmten kirchlichen Partei oder einer bestimmten theologischen Richtung selber in eins setzten. Wenn andere es noch nicht sehen, vielleicht auch noch nicht sehen können, daß unser Bund jedenfalls heute nicht (wenn er es jemals war) die Jugendarbeit des liberalen Protestantismus darstellt, daß er auch kein schwächliches Mittelding zwischen „rechts" und „links" sein kann und sein will, daß vielmehr die Gruppierung und Fronten sich völlig gewandelt haben, und daß in der jungevangelischen Bewegung (bei uns, bei den Christdeutschen, zum Teil auch in den alten kirchlichen Verbänden, aber überall in schwerem Kampf mit verschiedenartigen Belastungen von früher her) etwas wirklich Neues, Wesentliches und Zukunftskräftiges heranwächst, das sich in die beliebten Schubladen mit den alten Etiketten einfach nicht hineinstopfen läßt: wenn andere das nicht sehen, dann wollen wenigstens wir das ganz klar sehen und die daraus entspringende Aufgabe erkennen. Aeußerlich wird sich das darin auswirken, daß wir, wo es nur immer möglich ist (es wird z. B. aus dem Rheinland, aus Frankfurt und Nürnberg berichtet), uns bewußt in die Gesamtgemeinde hineinstellen und unbefangen und vorurteilsfrei die Beziehungen zu anderen kirchlichen Verbänden aufnehmen. Es bleibt doch schließlich immer so, daß nur Wille und Geschick zur Arbeit auf die Dauer eine Stellung befestigen, mit anderen Worten, daß die Rechte von selber kommen, wo man seine Pflichten ernst nimmt.

Neben der Frage nach dem Verhältnis zur Gemeinde geht das Bemühen um Jugendgottesdienste und ihre rechte Form her. Es ist unmöglich, von all den Jugendgottesdiensten zu berichten, von denen in unseren Blättern

zu lesen ist, oder ihre Ordnungen hier abzudrucken. Ueberall ist ein starkes Ringen um reiche liturgische Form zu spüren. Wer die Ordnungen mit solchen von vor 3 oder 5 Jahren vergleicht, sieht mit Freude und Dankbarkeit, wie sehr an Stelle reichhaltiger „Programme" das Verständnis für das Wesen eines liturgischen Aufbaues gewachsen ist. Da und dort (Berlin-Brandenburg, Bayern, vielleicht auch anderswo) hat man sich auch besonders und grundsätzlich um „Jugend und Gottesdienst" (U. B. 4) bemüht. Vorbildlich erscheint mir und vielen der Aufbau des Gottesdienstes bei dem schlesischen Landesverbandsfest (U. B. 10), der in freiem Anschluß an die Ordnung des kirchlichen Gemeindegottesdienstes eine wirkliche Hinführung zu den Gedanken der Predigt und über die Predigt hinaus zu gemeinsamem Gebet enthält. Dagegen scheint mir der sehr reich ausgestaltete Gottesdienst bei der Tagung eines anderen Landesverbandes typisch für eine Aneinanderreihung verschiedener Themen mit logischer Gliederung ohne den Rhythmus einer sachlichen Ordnung. Man wird dann leicht — und das gilt sicher von sehr vielen Jugendgottesdiensten — von einem Gedanken zum anderen („Der Herr ist mein Hirte", „Sich'res Deutschland, schläfst du noch?", „Dennoch bleib' ich stets an Dir", „Wir weihen Wehr und Waffen", „Herz und Herz vereint zusammen", „Gib Dich zufrieden und sei stille", „Nicht, daß ich's schon ergriffen habe", „Kyrie eleison", „Nun danket all' und bringet Ehr'": dies alles und vieles mehr nacheinander in einem Gottesdienst!) gerissen, ohne in einer von jeder Willkür freien Ordnung zur Ruhe und „in Ordnung" zu kommen. Das Sprechen aller möglichen Gedichte durch jugendliche Sprecher und Sprecherinnen wird mir immer problematischer; aber wir müssen wohl immer wieder durch all diese Erfahrungen hindurchgehen, um Stil zu bekommen. Es sind bei uns alle Stufen vertreten. Gelegentlich wird (besonders aus Westfalen) Abneigung und Fremdheitsgefühl gegenüber der Liturgie überhaupt berichtet. Die Freude an reicher und von Fall zu Fall ganz neu erdachter liturgischer Gestaltung scheint mir heute die Regel zu sein und gilt wohl von den meisten in unseren Blättern abgedruckten Ordnungen. Da und dort besinnt man sich gründlich auf die Notwendigkeit, in dem Jugendgottesdienst die besonderen Momente der jugendlichen Gesamtverfassung zu berücksichtigen (Horn a. a. O. zählt als solche auf: den Wahrheitstrieb, den Wirkungstrieb, den Gemeinschaftstrieb und die kosmische Einstellung). Darüber hinaus denkt man auch über das Verhältnis des Jugendgottesdienstes zum Gemeindegottesdienst nach und erkennt es einerseits als Ziel, daß durch die selbstgestalteten Jugendgottesdienste die Jugend wieder den Weg zum Gemeindegottesdienst finden solle (Sachsen-Anhalt 9); andererseits sieht man die Gefahr, daß die Jugendgottesdienste die Einheit der Gemeinde zerstören, und schlägt deshalb vor, lieber durch die Jugend besondere Gemeindegottesdienste veranstalten oder die regelmäßigen ausbauen zu lassen (Horn a. a. O.). Der in Halle gemachte Versuch, den Gottesdienst unserer Aelterengemeinschaft ganz in die Ordnung des Gemeindegottesdienstes hineinzustellen, wurde von vielen als noch nicht tragbar empfunden. Dem steht entgegen, daß, wo ein und derselbe Kreis Jahre hindurch sich für Jugendgottesdienste verantwortlich fühlt (wir halten in Nürnberg jetzt wesentlich im gleichen Kreis den 43. Jugend-

gottesdienst), das Bedürfnis nach einem festen Rahmen für den jeweiligen Aufbau sich mit zwingender Notwendigkeit einstellt. Ich glaube freilich nicht, daß die einfache Uebernahme überlieferter kirchlicher Ordnungen das letzte Ziel ist, glaube vielmehr zu sehen, daß aus den in jahrelangen eigenen Versuchen geschulten „Aelteren" die rechten Mitarbeiter für die dringend notwendige liturgische Reformarbeit innerhalb der Kirche selbst erwachsen. Für die technische Arbeit bei dem Aufbau einer liturgischen Ordnung halte ich den Rat (Weibl. Jugend 2), zunächst das „Verfügbare", d. h. was die Chöre gerade können, festzustellen und dann zu erweitern, für grundverkehrt. Gewiß wird es meistens so gemacht; aber auf diese Weise entstehen dann die „Programme"; man muß vielmehr umgekehrt auf lange Sicht hinaus Ordnungen aufbauen und die Chöre verpflichten, das zu lernen, was im Zusammenhang nötig und passend ist. — An Liedern, die man bei gottesdienstlichen Feiern singen kann, sind wir immer noch bettelarm (noch schlimmer liegt die Sache bei nichtgottesdienstlichen Feiern, wofür wir überhaupt kaum Lieder haben; wer etwas weiß, soll helfen!). Man kann wirklich nicht in einem Gottesdienst singen: „Ich singe dir mit Herz und Mund" und „Schlingt um ihn die Jüngerkette". Das Gefühl für die Unmöglichkeit und Unerträglichkeit der meisten Lieder, die in den christlichen Jugendverbänden um uns her gesungen werden, muß noch viel schärfer und sicherer werden; es ist zu wünschen, daß die vereinten Bemühungen aller um das Singwesen in unserem Bund bemühten Männer, unsere Jugend zu dem unvergleichlichen Choral des 16. und 17. Jahrhunderts hinzuführen, von dem ganzen Bund verständnisvoller und williger aufgenommen werden als es bisher der Fall ist. Ich möchte nicht in den Arbeitsbereich unseres Musikfachverständigen übergreifen, aber ich weiß mich mit ihm eins in der wiederholt ausgesprochenen Mahnung: Singt doch bei unseren Gottesdiensten die alten Gesangbuchlieder, benützt das, was in unseren Notenheften dem Bund geboten ist, benützt die sehr schöne neue Sammlung einfacher vierstimmiger Kirchengesänge von Haßler (Bärenreiter-Verlag)! Es ist besonders wichtig und erfreulich zu beobachten, daß jetzt auch in den Verbänden, in denen bisher weichere und „gefühlvollere" Weisen gesungen worden sind, der Ruf nach dem alten Choral laut wird (Weibl. Jugend 2); besonders erfreulich ist das von dem Provinzialjugendpfarramt der Provinz Ostpreußen, Königsberg, herausgegebene künstlerisch ausgestattete Liederblatt für ein- und mehrstimmigen Chorgesang, das eine Reihe der weniger bekannten alten Chöräle enthält (Preis 20 Pfg.). — Es ist dankenswert, wenn uns gelegentlich eine bei Jugendgottesdiensten gehaltene Predigt im Wortlaut oder wenigstens im Gedankengang mitgeteilt wird, damit wir auch darin voneinander lernen können. Hier kann ich nur auf etliche Themen und Gedanken hinweisen, die in den uns mitgeteilten besonders hervortreten. Ueber die rechte Gemeinschaft wird besonders viel gepredigt; dazu Wintermann: Gemeinschaft haben, die sich im Vater Unser unter Gott stellen. Anderswo: Jesus, das Licht der Welt, erleuchte uns zu reiner Bruderliebe! Walther Kalbe auf der Leuchtenburg: Heute verlangt die Stunde von uns Mut zum Beten und Mut zum Jenseits. Wilhelm Schulz in Hirschberg: Jugendbewegung im Lichte der Ewigkeit. — Die Frage der geistlichen Spiele in Kirchen ist gegenwärtig anscheinend nicht brennend; es gelingt wohl meistens, die zunächst dagegen geäußerten Bedenken kirchlicher Behörden zu zerstreuen. Einige wertvolle Gesichtspunkte für das Spiel in der Kirche gibt

Wintermann (Zw. Berg und Deich, Januar/Februar). Persönlich kann ich berichten, daß ich trotz eines generellen Verbots die Erlaubnis zum Krippenspiel in der Kirche unter gewissen Bedingungen bei unserem Landeskirchenrat erwirkt habe.

Ueber die Pflege alter und neuer religiöser Sitte wäre viel zu sagen, und es wäre noch mehr zu sagen, wenn die wiederholt ausgesprochene Bitte um sachliche Berichte mehr erfüllt würde. So begnüge ich mich mit einigen kurzen Mitteilungen. Daß im B. B. Bl. gegen eine Bundesveranstaltung in der Adventszeit das Bedenken erhoben wird, ob nicht diese stille Zeit ganz dem Dienst an der Gemeinde gehören sollte, ist wirklich ein Anzeichen für eine höchst erfreuliche Aufmerksamkeit auf den Sinn einer heiligen Zeit. Ich wollte, wir würden überall die Passionszeit wenigstens in diesem Sinne als Fastenzeit halten. „Hessenland" 4/5 berichtet von einer Taufe, bei der der Wimpel des Bundes neben dem Taufstein stehen durfte, und Jörg Erbs Antwort auf meinen Brief „Haustaufe oder Kirchentaufe?" (U. B. 12) zeigt an einem Einzelbeispiel, wie unsere Aelteren für die ganze Gemeinde Sitte bauen können. Gelegentlich der Aelterentagung in Halle fand meines Wissens zum ersten Male im Kreise unseres Bundes eine gemeinsame Abendmahlsfeier statt, die vielen von uns der Höhepunkt dieser Pfingsttage werden durfte. — Ueber Sonntagsheiligung sollten wir auch einmal ernstlich nachdenken und uns auf unsere Verantwortung besinnen. Ich empfehle, den „Ruf", das Aelterenblatt des Reichsverbandes (Sept. 25), der ganz dem Thema „Sonntag" gewidmet ist, daraufhin durchzusehen, was für uns in der gleichen Weise gilt. (Die Jugend ist verantwortlich. Der Sport hat den Sonntag ruiniert. Der Sonntag fängt am frühen Morgen an. Teilnahme an Gemeindegottesdienst und Kindergottesdienst.) Bei den Bestrebungen, den Sonntagvormittag von Sportveranstaltungen ganz frei zu machen und dafür den Sonnabendnachmittag zu gewinnen, müßten wir in der vordersten Front mitkämpfen. — Die Anregung von Heinrich Arneth, einmal in kleinerem Kreise statt zu redseligen Tagungen zu Tagen der Stille zusammenzukommen (U. B. 5), ist, soviel mir bekannt ist, nirgends verwirklicht worden; aber ich möchte diese wichtige Anregung der Vergessenheit entreißen. — Wilhelm Stählin.

Buch und Bild.

Deutsche Musikpflege, herausgegeben von Dr. J. L. Fischer, Verlag des Bühnenvolksbundes Berlin SW 68. 200 Seiten, geb. 7.50 Mk.

Das ist eine köstliche Gabe, die wir dankend gebrauchen sollten. 40 Aufsätze von verschiedenen Autoren, und doch fast alle eines Geistes. Die wenigen anderen stellen sich um so deutlicher abseits und helfen so in anderer Weise zur Klarheit. Was Musik denn bedeutet in unserem Leben, das ist hier sehr gut gesagt, soweit es darzustellen ist (Lippl, Jugendbewegung und Musik; Hilmar Höckner: Musik und Gemeinschaft). Auch gute, praktische Anweisung fehlt nicht (Walter Rein, Erziehung zum polyphonen Singen). Neben Fritz Jödes Schriften kenne ich keine, die so tief uns deuten, wie Musik in uns wurzelt, Leben ist von unserem Leben, Ausströmen und Sinnbild ist unserer innersten Haltung. Leider der Singgruppen müssen das Buch durcharbeiten. Wir kommen noch einmal darauf zurück.

Fritz Jöde: Unser Musikleben, Absage und Beginn. 80 S., 2.50, geb. 4.— Mk.

Derselbe: **Musikschulen für Jugend und Volk.** 64 Seiten, 2.50, geb. 4.— Mk.

Dr. med. **Alice Stockham: Ethik der Ehe.** Karezza. (Uebersetzung von Werner Zimmermann.) 100 S. Verlag: Die neue Zeit in Jena und Bern. Siehe den Aufsatz von Walther Kalbe.

Derselbe: Musik und Erziehung. 160 Seiten, 4.—, geb. 5.50 Mk. — Alle bei Kallmeyer, Wolfenbüttel.

Auf dem Hintergrund unserer herzerfreuenden badischen Singfreizeit in Herrenalb sind wir den Büchern, vor allem dem ersten, zu großem Dank verpflichtet. — Sie helfen aus dumpfem Ahnen und stimmungsvollem Fühlen heraus zu Erkenntnis und befähigen uns darum, uns auch gegen die zu wehren, die auch singen können und die fabelhafte Fähigkeit haben, alles auf die mittlere Linie herabzuzerren. — Darum seien die Bücher herzlich empfohlen. Mit ihnen muß immer wieder von neuem das Fundament gebaut werden. Sie veralten so schnell nicht.

„Singgemeinde" (Bärenreiter-Verlag) u. **„Musikantengilde"** (Verlag Kallmeyer), bieten sich in den neuen Jahrgängen mit inneren und äußeren Veränderungen erneut als Hilfe in der Singarbeit dar. Besonders zu vermerken ist, daß das Beiblatt der Musikantengilde „Musik im Anfang" als selbständige Zeitschrift mit 8 Seiten Text und 4 Seiten Noten alle 6 Wochen erscheint. Preis 50 Pfg. Sie will sich ganz einstellen auf Leute außerhalb der Gilden, die nur den Willen haben, einzudringen ins Land der Musik. Darum nehmet die Waffen und ziehet mit!

Max Pohl: Des Lebens Stückwerk. Erinnerungen eines Gymnasialdirektors. 2 Teile: Ferne Jugend, Stirb u. Werde. In einem Band. 292 Seiten, leinengeb., 6.— Mk.

Das ist eine prächtige Lebensgeschichte, frisch und knapp und sachlich, voll Fröhlichkeit, Humor und Besinnlichkeit; Art von unserer Art, ein Buch, wie wir sie suchen für junge Menschen. Und wie hier „Der Taucher" im Bett gespielt wird und ein Puppentheater gezimmert wird, das ist etwas für Jungscharen. Wen sollte es aber nicht treiben, hier von der Schule zu hören, die Hans Brauer und Walter Fischer besucht haben, den Lehrer zu hören, in dessen Klasse die Schöpfer des Zupfgeigenhansl gesessen, der sie zum Singen geführt und ihnen am Hansl geholfen hat? Das muß das junge Volk immer wieder lesen; drum greife es zu diesem Buch. — Wo wir einmal anderer Meinung sind, — wenn es etwa den Gemeindegottesdienst als öffentliche Schaustellung des Verkehrs des eigenen Menschen mit Gott empfindet und dagegen das Wort der Bergpredigt anführt: „Gehe in dein Kämmerlein ...", da gibt es prächtige Notwendigkeiten zur Aussprache.

Die Musikantenlieder. Ebenda, liegen jetzt auch gebunden vor. 320 S., 5.50 Mk.

Wie einst der Zupfgeigenhansl, so fassen die Musikantenlieder jetzt das in uns lebende Kulturgut des Liedes zusammen. Das ist die hohe Bedeutung, die der Sammlung zukommt. Im Wesen dem Zupf ganz verwandt: Aus dem Herzen der Bewegung sichtend, das Beste fassend. — Aber weil wir weiter gewandert sind, so sind auch die Musikantenlieder ein anderes geworden. Und wenn wir an ihnen unseren Weg messen dürfen und sie sind, weil das Lied immer wahrster Ausdruck unseres Zustandes war, ein unumstößliches Dokument unseres Werdens, dann müssen wir uns freuen. Aus Stimmung und Gefühl zur Sachlichkeit, zum Objektiven in Wort und Weise, aus der Ichheit und Vereinzelung hin zum Chor, zur chorischen Gemeinschaft. — Unsere Freude ist im besonderen das geistlich Lied. — Das Liederbuch der deutschen Jugend, das wollen die Musikantenlieder sein; von Herzen nur können wir es wünschen. — (Das Verzeichnis ist zugleich eine Namhaftmachung der Bearbeitungen der Lieder in bisher nicht erreichter Vollständigkeit.)

Jörg Erb.

Die Ecke

Grüß Gott zuvor, da sind wir schon und heischen eure Arbeit. Das Heft greift weit zurück ins alte Jahr, nehmt jene Arbeiten mit herzu und laßt euch anpacken von der Frische dieses Heftes. Wilhelm Stählins Arbeit unter „Werk und Aufgabe" will, daß man wenigstens einen Teil der angegebenen Literatur (Landesverbandsblätter 3. B.) mit heranzieht. In Zukunft soll es vermieden werden, daß hier zweimal dieselbe Frage behandelt wird. Arbeiten aus allen Gebieten der Bundesarbeit sollen in buntem Wechsel folgen. Diesmal hing es mit den „Anfangsgründen" zusammen. Der Plan konnte nur kurz vorbereitet werden. Der aus Raumgründen gänzlich zurückgedrängten Aussprache soll im nächsten Heft Raum gegeben werden.

Die Schriftleitung.

Westerburg-Bilder.

Wir haben sieben schöne Lichtbilder von der Westerburg als Postkarten in braunem Bromsilberdruck herstellen lassen. Die Bilder eignen sich vorzüglich zum Vertrieb auf Westerburg-Werbe-Abenden und sonstigen Winterveranstaltungen der Bünde.

Preis der Serie von sieben Postkarten 1.— Mk., Einzelkarten 0.15 Mk.

Preis der Postkarten mit dem Holzschnitt v. Uellendahl Stück 0.10 Mk.

Gruppen können eine größere Anzahl von Serien beziehen und nach Verkauf abrechnen.

Einzelserien und Einzelkarten gegen Einsendung des Betrages in bar oder auf unser Postscheckkonto Frankfurt a. M., Nr. 30840 (10 Pfg. Porto).

Bund deutscher Jugendvereine, Westerburgverwaltung, Westerburg i. Westerwald.

Das

46. bis 48. Tausend

von

Was singet und klinget

ist erschienen.

Preis unverändert! Halbl. Mk. 2.10

Treue-Verlag, Wülfingerode-Sollstedt

Der Neudruck von

Stählin

Jesus und die Jugend

ist da!

Mit einem schönen Titelbild von Ida C. Ströver

Preis jetzt Mk. 0.60

Treue-Verlag, Wülfingerode-Sollstedt

Die Treue
Verbandsblatt des Bundes Deutscher Jugendvereine e. V.
Schriftleitung: Pfarrer W. Kalbe, Schmiedehausen b. Bad Sulza
Druck u. Verlag: Druckerei Eduard Roether, Darmstadt, Bleichstr.
Postscheckkonto: Eduard Roether, Darmstadt, Frankfurt a. M. 11288

